Die

Schwester der Geister.

Von

Paul Féval.

Aus dem Französischen.

Zweites Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1854.

Digitized by Google

9. Gabriel.

Kurz vor dem Augenblick, in welchem die Gäste der guten Frau Marion Lecuyer sich trennten, ging ein Mann zu Fuß und sein Pferd am Zügel hinter sich her ziehend durch den tiefen Schlamm des Hohlweges, welcher von der großen Heide nach dem Schlosse le Bree führte.

Das Gewitter war seit länger, als einer Stunde, vorüber, aber es hatte so viel Wasser in dem Hohlwege zurückgelassen, daß dieser von einem Ende zum andern einem mit dünnem Schlamm gefüllten Flusse glich.

Unser Mann schlug grausam auf sein armes Pferd, um es vorwärts zu treiben, und fluchte dabei mit einer Stimme, die ungeachtet des Zorns, welcher in ihr lag, so zart und jugendlich war, daß man sie für die Stimme eines Mädchens hätte halten mögen.

Er mußte noch fast ein Kind sein, wie man ungeachtet des tiefen Dunkels errathen konnte.

Seinen Hut hatte er unterwegs verloren, und große Massen seidenweicher blonder Haare fielen auf seine Schultern hinab.

Digitized by Google

„Was für eine Nacht!“ ſagte er vor ſich hin. „Ich hätte beſſer gethan, zu Fuß zu gehen. — Ich würde ſchneller gekommen ſein! — Wenn ich aber, der ich in dieſem Lande faſt zu Hauſe bin, mich im Walde und auf der Heide verirrt habe, ſo kann wohl der Engländer erſt recht ſeinen Weg nicht gefunden haben!“

Er wandte ſich, um dem Pferde mit dem Stock von Stechpalmenholz, welchen er in der Hand hielt, einen Hieb auf den Kopf zu verſetzen.

„Mein Stern!“ fuhr er dann fort und beſchleunigte ſeine Schritte, als wäre ſeine Ermüdung durch dieſen Gedanken gehoben; „während des ſtärkſten Gewitters ſchaute ich nach dem Himmel und ſah meinen Stern, der zwiſchen zwei Wolken hindurch ſtrahlte!“

Der Schlamm des Wegs wich unter ſeinen Füßen; er ſank bis an die Kniee in ein Gleis.

„Hunderttauſend Franken!“ ſagte er dann lachend, denn ſeine Gedanken kreiſten, wie eine Wetterfahne. „Im vergangenen Winter hätte ich hunderttauſend Franken für einen Reichthum gehalten. — Zeige Dich doch, mein Stern, und ſag mir, ob ich ein Fürſt werden werde!“

Der Ton ſeiner Stimme, die wunderliche Heftigkeit ſeiner Geberden deuteten auf eine Art von Rauſch.

Ueber ſeinem Kopfe neigten die alten Eichen, welche den Weg begrenzten, ihre weiten Aeſte zuſammen und bildeten eine Art von Dom.

Allein hier und da hatte dieſer Dom Lücken, und der junge Mann, welcher ſeine Augen nach oben gerichtet hatte, ließ einen Ausruf der Freude laut werden.

Digitized by Google

Durch eine der Oeffnungen des dichten Laubes erblickte er einen schönen Diamant, der an dem Blau des Himmels strahlte.

„Sei mir gegrüßt, mein Stern!“ rief er in einem Anflug von Begeisterung. „Diese hunderttausend Franken sind nur ein Einsatz bei dem Spiele, nicht wahr? Muß ich sie nicht mit einem Male wagen?“

Er hatte einen Schritt gethan und sah den Stern nicht mehr; sein Haupt neigte sich nachdenkend auf seine Brust.

„Ich habe ja diese hunderttausend Franken noch gar nicht!“ versetzte er dann. „Vorwärts, Du elendes und verdammtes Vieh, denn Du sollst mich nicht auf dem Wege zu meinem Glück aufhalten.“

Er nahm den Stechpalmen-Stock bei seinem dünnen Ende und prügelte auf das arme Pferd los, welches sich in einen kurzen Trab setzte, indem es den Kopf zwischen die Beine nahm.

Der Hohlweg erweiterte sich.

Eine dunkle Masse erschien und zeigte während der finstern Nacht die undeutlichen Umrisse eines großen Hauses.

Rechts von diesem Hause erblickte man einen hohen Thurm, der mit Epheu, wie mit den Fetzen eines Trauerflors behangen war, um uns der Vergleichung zu bedienen, welche der Hirt Mathelin angewandt hatte.

Dieser Thurm glich einer riesigen, neben das Haus gestellten Schildwache.

Das Haus aber war das Schloß le Bret, und die düstere Granitmasse, welche sich neben seinem Giebel als letzter Rest eines alten Gebäudes, das Niemand gekannt hatte, erhob, war der Thränenthurm.

Digitized by Google

Hinter den geschlossenen Fenstern des Schlosses le Brec erschien kein Lichtschein, und eben so wenig zeigte sich ein solcher in den Oeffnungen des Thränenthurms.

Unser Reisender zog seine Brauen zusammen, als er den Hohlweg verließ, um den mit Weiden umpflanzten Anger zu betreten, welcher sich vor dem Ackerhofe ausbreitete.

„Man schläft hier schon!" brummte er; „sollte es bereits so spät sein?"

Er nahm sich nicht die Mühe, sein Pferd anzubinden, da er überzeugt sein konnte, daß das arme Thier nicht davon laufen werde.

Er ließ nur den Zügel desselben fahren, um schneller die Thür des Hauses zu erreichen.

„Holla! Mathelin!" rief er, indem er mit aller Kraft mit dem Stocke gegen die Thür schlug; „öffne schnell: ich muß die Wittib le Brec noch in diesem Augenblick sprechen."

Der Hirt Mathelin antwortete nicht, denn er begleitete eben — aber in allen Ehren — Jungfer Toinette Marechal nach der Wohnung ihres Vaters.

Der nächtliche Wanderer pochte noch stärker.

Nachdem er Mathelin vergebens gerufen hatte, rief er die Wittib le Brec selbst.

Wittib le Brec antwortete eben so wenig, wie Mathelin.

Da that der Reisende das, womit er ohne Zweifel hätte beginnen sollen.

Er prüfte den Drücker der Thür; dieser gab sogleich nach, und die Thür öffnete sich.

„Sie müssen wohl sehr fest schlafen, Tante Franzisca?" sagte der junge Mann beim Eintreten.

Digitized by Google

Der Hund der Meierei bellte auf dem Hofe, aber im Hause war Alles still.

Unser Reisender kannte die Gelegenheit.

Er ging gerade auf den Kamin zu, indem er den Tisch vermied, welcher in der Mitte der Stube stand, und griff in das Loch, in welchem das Feuerzeug aufbewahrt wurde.

Der Stein fuhr am Stahle nieder, Funken sprühten umher, und das faule Holz fing Feuer.

Einen Augenblick später erleuchtete eine angezündete Harzkerze das Gesicht unsers Reisenden.

Sein Gesicht glich seiner Stimme: es lag in den Zügen desselben etwas Zartes, fast Weibliches.

Eine weiße, stark entwickelte Stirn mit zwei Netzen blauer Adern an den Schläfen, lange seidene und leichte blonde Haare, welche der Regen in glänzende Locken vereinigt hatte, zarte Brauen, welche auf dem vorspringenden Bogen des Stirnknochens von dem kühnen Pinsel eines Malers entworfen schienen, blaue Augen, die unter ihren mit langen Wimpern besetzten Lidern eine gewisse durch Worte nicht zu beschreibende Verbindung verwegener Kühnheit und jungfräulicher Schüchternheit vereinigten — das war es ungefähr, was einem Beobachter aufgefallen sein würde.

Indeß hätte man weit gehen können, um einen Jüngling zu finden, dessen Gesicht zu gleicher Zeit eine regelmäßigere Schönheit und einen verständigern Ausdruck gezeigt hätte.

Warum mochte der Abbé Gabriel den guten Bewohnern des Dorfes Orlan ganz andere Gefühle einflößen, als die der Zuneigung?

Warum?

Digitized by Google

Die Tonsur stand diesem Cherubim-Gesichte so schön!

Man begriff die leidenschaftliche Liebe, welche der letzte Treguern, dieser ernste und kräftige Mann, zu diesem zarten und blöden Kinde gefaßt hatte.

Man begriff die Schwäche der Wittib le Brec gegen diesen Neffen, auf den sie stolz sein konnte, und von dem man übrigens sagte, daß er mehr sei, als ihr Neffe.

Man begriff endlich das Liebesweh, von welchem die hübsche Marianne so heftig ergriffen war.

Aber den Schauder, aber den Haß der guten Leute von Orlan konnte man nicht begreifen.

Das religiöse Gefühl, welches die Seelen der Bretonen so tief erfüllt, hätte jenen Widerwillen erklären können.

Allein Gabriel hatte auch noch keine bestimmten Verpflichtungen gegen die Kirche übernommen, und es war noch immer Zeit für ihn, zu sagen:

„Ich hatte meinen Beruf verkannt."

Hätte man die guten Leute von Orlan in der erwähnten Beziehung befragt, so würden sie aller Wahrscheinlichkeit nach die Antwort schuldig geblieben sein.

Hätte man alsdann aber einen tiefen Blick in ihr Inneres zu werfen vermocht, so würde man aller Wahrscheinlichkeit nach Folgendes in demselben gelesen haben:

Zunächst will der Bretone nicht, daß man den Priesterrock ohne reifliche Selbstprüfung und gleichsam aus Versehen anziehe. Er verehrt dieses Gewand vor allen Dingen und erlaubt nicht, daß man es scherzend, anprobe. Dann war Gabriel nicht in dem Dorfe Orlan geboren, und es lag ein Dunkel auf seiner Herkunft. Drittens roch Gabriel nach le Brec, wie sich die wah-

Digitized by Google

ren Söhne des Dorfes kräftig ausdrückten. Viertens, und das war ein besonders diabolisches Zeichen, hatte Gabriel noch immer unbärtige Lippen und zarte Wangen, welche denen eines Mädchens glichen. Fünftens hatte er Filhol von Treguern behext, und die, welche Filhol vor Gabriels Ankunft gekannt hatten, konnten ein Wörtchen von der Veränderung desselben vor seinem Tode sprechen.

Endlich war auch noch dieser vorzeitige und unglückliche Tod des letzten Nachkommen eines ritterlichen Geschlechts von Umständen begleitet gewesen, welche in der That den Schauder, welchen man vor diesem schönen Gabriel fühlte, begründet erscheinen ließen.

Wir haben unter den Gründen des Hasses noch einen unerwähnt gelassen, nämlich die übrigens hinreichend bekannte Liebschaft zwischen der Halbschwester Marianne und Gabriel.

Die Halbschwester hieß Treguern, aber sie war die Tochter einer le Brec, mit andern Worten: eine Base des Teufels, und die guten Leute im Dorfe sagten gern: „Gleich und Gleich gesellt sich!"

So viel steht dagegen fest, daß die Abneigung der Bauern von Orlan den blonden Abbé Gabriel sehr wenig kümmerte.

Er hatte seinen Stern, und der Fluch seiner ehrsüchtigen Träume erhob ihn so hoch, daß er die, welche unter seinen Füßen zurückblieben, nicht mehr sah.

Es gibt faullenzende Träumer, allein Gabriel arbeitete, während er träumte, und die Beobachtung seines Sterns hinderte ihn nie am Handeln.

Als er die Harzkerze angezündet hatte, schob er die Vorhänge des Bettes der le Brec auseinander; das Bett war leer.

Digitized by Google

Er öffnete die Thür zu dem Loche, welches als Schlafraum für Mathelin diente, und erkannte, daß auch Mathelin abwesend war.

„Niemand!“ sagte er im Selbstgespräch; „ich werde nichts erfahren! — Sollte dieser Tag ein Tag des Unglücks sein?“

Er kehrte nach dem Bette der Wittib le Bree zurück und trat in die Nische hinter demselben.

Mit Hilfe seines Rückens, den er gegen die Wand stemmte, schob er die Bettstelle ab, so daß eine am Boden befindliche Fallthür frei wurde.

Er setzte seine Harzkerze auf die Erde.

Die Fallthür wurde mit Hilfe eines dicken Ringes von Hanf geöffnet, welcher durch einen Quertheil von Holz ging.

Gabriel ging muthig an das Werk.

Er ergriff mit beiden Händen die hanfene Handhabe und zog aus allen Kräften an derselben.

Er hatte seinen Mantel abgeworfen und die Aermel seines schwarzen Rockes zurückgestreift.

Man hätte bei den Erschütterungen, in welche er die Thür versetzte, sehen können, wie eherne Muskeln unter der weißen und sammtweichen Haut seiner Arme hervorsprangen; die Adern seines Halses schwollen an und eine Strömung des Blutes röthete die zarte Blässe seiner Wangen.

Er mußte wohl innerliche Kraft besitzen, wie man sich im Morbihan ausdrückt.

Aber sei's nun, daß die Fallthür von unten befestigt war, oder daß das Gewicht der schweren Bohlen wirklich die Kräfte des Seminaristen überstieg, — er war genöthigt sein Unterfan-

Digitized by Google

gen aufzugeben, um die bereits von Schweiß genäßten Schläfe abzutrocknen.

Zornig stampfte er mit den Füßen auf den Boden.

„So muß ich also den weiten Weg machen?“ murmelte er, „und nach dem Heidensteine gehen!“

Er warf einen Blick nach der Wanduhr, deren heiseres Pendel in dem hölzernen Gehäuse pochte, und eine tiefere Bläße überzog sein Antlitz.

„Die Zeit vergeht,“ fuhr er dann fort und schob das Bett der Wittib le Brec wieder an, „und es bleibt mir nicht einmal die Muße, um nach dem Heidensteine zu gehen.“

Ein Gedanke erwachte plötzlich in ihm.

Er verließ eilig die Meierei und eilte nach dem Gestrüpp, welches am Fuße des Thränenthurmes wuchs.

Er kannte ohne Zweifel die Spalte, von welcher der Hirt Mathelin während des Spinnabends erzählt hatte, denn er bahnte sich einen Weg durch die Dornen mit seinem Stocke und tastete dann an dem Grundbaue des Thurmes, bis er das Loch gefunden hatte.

„Wenn Jemand drinnen wäre,“ sagte er, „so würde ich Licht sehen.“

Ein Fluch, welcher zu kräftig war, als daß wir ihn wiederholen dürften, bildete das Punktum zu jenen Worten, und Gabriel kniete nun auf den durchnäßten Boden nieder.

Sein Kopf berührte jetzt die Oeffnung.

„Treguern!“ rief er mit verhaltener Stimme, „antworte mir, Treguern, bist Du hier?“

Es ließ sich keine Antwort aus dem geheimnißvollen Saale

Digitized by Google

vernehmen, in welchen Abends zuvor der Hirt Mathelin seine neugierigen Blicke geworfen hatte.

Aber aus dem obern Stock vernahm Gabriel etwas, das einem langen Gemurmel glich.

Zu gleicher Zeit bewegte sich das Gebüsch und schüttelte die Regentropfen von seinen Blättern.

Gabriel richtete sich rasch empor.

Es stand ein Pferd neben ihm, welches das seinige nicht war, und die Spitzen der Dornbüsche abweidete.

Die Knochen dieses Pferdes schauten durch seine Haut; man hätte es für ein Skelett halten sollen.

Gabriel blickte sofort nach den Schießscharten des Thurmes, denn er kannte das Pferd des Commenthur Malo sehr gut.

Eine von jenen Oeffnungen war jetzt erleuchtet.

Gabriel wurde von einem Schauder überlaufen.

Jenes Gemurmel wurde immer lauter und deutlicher.

Gabriel glaubte ganz deutlich die Worte zu vernehmen:

„Treguern wird drei Mal sterben!"

Der Lichtschein, welcher bisher durch eine Schießscharte gefallen war, veränderte jetzt seine Stelle und erleuchte eine große Bresche, welche der Thurm während einer Belagerung erhalten hatte.

Von dem hellen Hintergrunde hob sich eine dunkle Gestalt ab, deren finsteres Antlitz von struppigen Zotten grauer Haare umgeben war.

Die Stimme dieser Gestalt sagte:

„Le Brec, warum suchst Du Treguern?"

Gabriel antwortete nicht.

Digitized by Google

Seine Augen waren ſtarr auf die ſeltſame Erſcheinung gehefte, und ſein Athem ſchien in ſeiner Bruſt zu ſtocken.

Dieſer junge Menſch hatte eine eiſenfeſte Seele, aber dieſelbe hatte dennoch ihre verwundbare Stelle.

Der Commenthur fuhr wie in einem Selbſtgeſpräche fort: „Die Nacht iſt ſchwarz — ich ſehe nichts — aber ich weiß, daß le Brec hier iſt. — Die Stunde iſt gekommen! — Le Brec! le Brec! falſcher Prieſter!" unterbrach er ſich dann in einem gewiſſermaßen herausfordernden Tone, „haſt Du geſehen, daß das Kreuz auf Treguerns Grabe ausgeriſſen und umgeworfen iſt? — Ich war es, der das that! — Das Kreuz kann warten, denn Treguern iſt erſt ein Mal geſtorben"

Gabriel verſuchte aus dem Geſtrüpp zu entſchlüpfen, aber, wohin er ſich auch wenden mochte, es ſtand überall das Pferdeſcelet vor ihm und vertrat ihm den Weg.

„Verflucht ſeiſt Du, le Brec!" fuhr die heiſere und meckernde Stimme des Commenthurs fort; „ſeit den Zeiten der großen Ritter hatte nie ein Treguern gelogen. — Du haſt um ein Wenig Goldes wegen die erſte Lüge einem Treguern entlockt! — Und Du willſt das Gold haben: es wird jetzt über die Heide getragen. — Narr, der Du biſt! arbeite! arbeite! denn durch Dich wird der Name Treguern ſeinen Glanz wieder erlangen!"

Gabriel kroch unter dem Leibe des Pferdes hindurch und ſchlich aus dem Gebüſch.

Der Commenthur hatte die Lampe hinter ſich hinweggenommen und hielt ſie jetzt nach außen; der Wind bemächtigte ſich der Flamme und trieb ſein Spiel mit ihr. Man ſah undeutlich die eingefallenen und gleichſam verſteinerten Züge Malo's von Treguern.

Digitized by Google

„Du bist jung und ich bin alt," sagte er, indem er die straffen Büsche seiner Haare zurückwarf; „ich bin arm und Du wirst reich sein — aber Du wirst vor mir sterben und ärmer als ich, — denn Gott will, daß ich lebe, bis ich die Steinecke wiedergefunden, welche an dem Grabe des Tanneguy fehlt!"

Er unterbrach sich, um zu lauschen.

Dann fuhr er fort:

„Ich höre den Klang des Goldes. — Ich will, daß Du dieses Gold bekommest! — Eile, le Brec, eile! falscher Priester! denn die Heide ist groß, und wenn einmal das Loch gegraben ist, so wirst Du es nicht wiederfinden."

Gabriel zitterte und kalter Schweiß rann von seinen Schläfen.

Es gab Leute, welche behaupteten daß der Commenthur Malo seinen Verstand verloren habe; noch Andere verliehen ihm eine übernatürliche Macht

Gabriel, den die Wittib le Brec zu einem Gottesleugner erzogen hatte, Gabriel, der des ewigen Gottes täglich und selbst auf den Stufen des Altares spottete, Gabriel glaubte gleichwohl an übernatürliche Dinge und Mächte.

Sein Aberglaube entsproß seinem ehrsüchtigen Wahnsinn.

Er wußte; er konnte.

Er war einer von jenen Auserwählten, dem nur noch das Alter seine Reife und Tiefe verleihen mußte.

Er war einer von jenen seltsam gehärteten Geistern, welche stark und schwach zu gleicher Zeit sind, welche gegen ihre eigenen Schrecken zu reagiren verstehen und jeder Verwegenheit fähig sind.

Aber so groß auch dereinst sein Wissen, so groß seine Kraft

Digitized by Google

werden sollte, so mußte Gabriel dennoch in mancher Hinsicht der Sclav der Eindrücke bleiben, welche er als Kind empfangen hatte.

Zu welcher Höhe ihn auch sein Stern geleiten mochte, so mußten dennoch die Lehren der Wittib le Brec, der Dorfhexe, bei ihm haften, gleich jenen Eindrücken, welche glühendes Eisen und Schießpulver auf der Haut hervorrufen, und die man mit sich in das Grab nimmt

Jedes Wort, welches von den Lippen des Commenthurs kam, war für Gabriel ein Orakel.

Er zitterte, aber er wagte, und jener unbestimmte Schreck, welcher seine Brust zusammenschnürte, trieb ihn mit neuer Leidenschaft in den Kampf.

„Man ist beim Geldzählen," dachte er. „Filhol hat mich nicht erwartet."

Er hatte sein Pferd auf der Weide wiedergefunden.

Seine zitternden Hände ergriffen die Pistolen, welche sich in den Sattelholftern befanden, und steckte sie in die Tasche des Rockes.

„Ich danke!" rief er dann, indem er seine Arme gegen den Thurm ausreckte.

Das Licht in der Bresche war verschwunden, aber als Gabriel über die Weide schritt, um den Hohlweg wieder zu erreichen, konnte er noch einem undeutlichen Echo gleich die Stimme des Commenthurs hören, der ihm nachrief:

„Geh, le Brec! — Geh, falscher Priester! beeile Dich! — Das Blut wird die Lüge sühnen — Der Sturm hat das erste Geschrei des Kindes nicht zu übertönen vermocht! Beeile Dich! beeile Dich! Die Nacht wird gut werden!"

Digitized by Google

Gabriel beeilte sich.

Er lief quer über in der Richtung nach dem Schlosse Treguern.

Und er dachte, während nur ein einziger Gedanke ihn beschäftigte:

„Man hat Zeit gehabt, das Gold zu zählen. — Filhol hat mich hintergangen. — Der Alte hat Recht: die Heide ist groß, und wer kann den Schatz wieder finden, wenn er einmal vergraben ist?"

Er beeilte seine Schritte.

Die Schöße des langen Priesterrockes hob er empor, damit sie seine Schritte nicht hindern möchten.

Und grade aus nahm er seinen Weg: über Aecker, Gräben und Hecken

Aber wohin ging er?

Nach dem Schlosse?

Der Engländer mußte früher angekommen sein, als er, und war vielleicht schon wieder abgereist.

Jenes Abenteuer, das sich unsern Lesern in einer so bizarren Gestalt dargeboten hat, die Ankunft eines Fremden, der viertausend Pfund Sterling in das verfallene und selbst von dem Nöthigen entblößte Schloß Treguern brachte, konnte sich Gabriel sehr leicht und natürlich erklären.

Es fand da ein Betrug statt, dessen Haupthebel Gabriel war.

Gabriel war Tags zuvor nach Roche-Bernard geritten, um den Engländer zu empfangen und ihm als Begleiter nach dem Schlosse Treguern zu dienen; aber er hatte seinen Mann ver-

Digitized by Google

fehlt, weil derselbe weiter in das Land geflüchtet war, um den Küstenwächtern zu entgehen.

Treguern, denn man muß doch der Person, welche die Rolle des Grafen Filhol spielte, einen Namen geben, sei es nun, daß es Graf Filhol selbst, oder sein Geist oder ein kühner Betrüger war, — Treguern sollte Gabriel die ganze Nacht in dem Gewölbe des Thränenthurmes erwarten.

Da nun Treguern nicht an dem verabredeten Orte war, so fand eine Hintergehung statt, und die geheimnißvollen Worte des Commenthur Malo ließen keinen Zweifel in dieser Beziehung.

Gabriel gehörte nicht zu denen, welche ihr Gewissen einzuschläfern suchen; er sprach offen mit sich selbst; er gestand sich ohne Scham und ohne Bedenken, daß der Inhalt des Felleisens nimmer in das Schloß gelangt sein würde, wenn er dem Engländer während dieser Nacht begegnet wäre.

Er hatte auch mit mathematischer Bestimmtheit darauf gerechnet: er mußte noch heute die hunderttausend Franken haben.

Hunderttausend Franken diesem schwachen Knaben, dem aus Barmherzigkeit aufgenommenen Gaste des Pfarrhauses von Orlan, der sich bisher nur in einen abgetragenen Rock gekleidet hatte, welcher aber dennoch nach der Aussage der Bauern von Orlan noch zu gut für ihn war!

Hunderttausend Franken ihm, dessen Blick nie über den traurigen Horizont der Heide hinausgereicht hatte!

Hatte er denn, während er sein schwarzes Brod aß, sich einen genauen Begriff von dem Werthe dieser Summe machen können?

Digitized by Google

Und in welche fieberhafte Aufregung mußte sein Geist nicht gerathen sein, wenn er sich jenen Begriff hatte machen können!

Adieu, du Priesterrock und du schwarzes Brot, und du armseliges Kämmerlein unter dem Dachstuhle des Pfarrhauses!

Dagegen willkommen ihr: Freude ohne Ende, ausgelassene Wonnen, welche das Jugendalter in seinen Träumen erblickt, Alles, was verboten ist, Alles, was lockend ist, Alles, was der Hölle uns weiht, aber mit köstlichem Rausche während des Genusses erfüllt!

Hundertausend Franken! Kann solch ein Schatz je ein Ende nehmen?

Nun, das waren gerade Gabriels Träume; die Versuchung des heiligen Antonius hatte seine Nächte noch nicht gestört; er hatte noch nicht jenen glühenden Traum gehabt, der nach der bretonischen Poesie den einsiedlerischen Cloarec zu versuchen sucht.

Die bretonische Poesie versichert nämlich, daß das Kind, welches sich dem Herrn weihen will, zu einer gewissen Stunde mit einem Male das Dunkel sich lichten sehe, welches seine Schlafstätte umgibt. Ein Trugbild der Hölle belehrt die Unwissenheit des jungen Geistlichen und zeigt ihm unter den reizendsten Farben die Welt, auf welche er für immer verzichten will. Er sieht Paläste von Marmor, deren lange, mit Blumen besetzte Treppen nach den Gärten der Armida hinabführen. Gruppen von leichtbekleideten Mädchen tändeln auf dem Rasen und lassen die Zephyre mit ihren langen Schärpen spielen. Auf des See's blauen Wogen runden die Schwäne liebeathmend ihre Flügel, während hier und da unter den Weiden Barken vorüberschweben, aus denen süße Harmonieen erschallen. Das Firma-

Digitized by Google

ment spiegelt sich in diesem klaren Krystall, und an den Ufern entlang, zwischen den Rosenbüschen, erblickt der junge Bretone aufgelöste Haare, die über einen Alabasternacken hinabwallen, von lächelnder Wollust halb geöffnete Lippen, feuchte Augen, welche rufen und flehen —"

Solch verführerische Träume müssen wohl aus der Hölle herrühren, weil der junge bretonische Geistliche nie etwas Aehnliches in seinem Leben gesehen hatte.

Er erwacht keuchend — außer sich. — Er kniet auf seinen Strohsack und preßt das helfende Bild der heiligen Jungfrau an seine Brust, wenn ihm darum zu thun ist, siegreich aus seiner Versuchung hervorzugehen.

Gabriel hatte andere Träume gehabt, aber seine Träume rührten ebenfalls aus der Hölle, denn unser Sehnen kann nur nach Maßgabe unsers Wissens sich steigern, und Gabriels Sehnen war ohne Grenzen, wie das Unbekannte.

Nein, nein, Gabriel bedurfte nicht darum der hunderttausend Franken, um sich in jene Genüsse zu stürzen, nach denen die Phantasie des großen Haufens strebt.

In dem ganzen Dorfe Orlan würde man nicht einen einzigen Menschen gefunden haben, der sich einen richtigen Begriff von der für jene armen Gegenden ungeheuern Summe von hunderttausend Franken hätte machen können.

Aber Gabriel, der doch von der Welt nicht mehr gesehen hatte als die Bauern des Dorfes, Gabriel betrachtete diese Summe mit der Kaltblütigkeit eines Rechenmeisters, sah sie, wie er uns selbst sagte, nur als einen Einsatz bei seinem Spiele an.

Es gibt Bestimmungen.

Der große Lämmergier ist schon vollständig in dem Ei

Digitized by Google

enthalten, welches nur wenige Lothe wiegt, und die Eichel, die dem Kinde zum Spiele dient, enthält den Keim der ungeheuern Eiche.

Der Geier durchbricht die Schale seines Eies, die Eiche keimt aus der Eichel hervor — was kümmert die Geringfügigkeit des Ausgangspunktes?

Gabriel, dem man die Welt verbarg, hatte sich in seiner abgeschlossenen Einsamkeit eine eigene Welt geschaffen.

Er hatte so gut wie möglich errathen, er hatte bisweilen falsch, bisweilen richtig berechnet.

Der Hellblick seines Geistes, welcher durch jene Art von Mysticismus verdunkelt ward, die einer Binde gleich vor seinen Augen blieb, hatte ihm das Weltall unter einem wunderlichen Anblick gezeigt, dem es aber keineswegs an Wahrheit fehlte.

Die Menschheit war ihm als ein ungeheueres Gewühl erschienen, in welchem sich Jeder so gut wie möglich bewaffnet, um seine besiegten Nachbarn beerben zu können.

Allein über dieser Menge erblickte er keinen Gott.

Und er suchte Waffen.

Die erste Waffe ist das Gold, was man auf dem Lande, wie in Paris, zu errathen versteht.

Warum? Das kann man nicht wissen.

Zu Beginn der Berechnungen war das Geld für Herrn Gabriel, der in seinem Leben nie hundert Thaler zusammen gesehen hatte sehr wenig gewesen, vielleicht nur das, dessen man bedurfte, um ein Stück Land, um Wilhelms Mühle oder Michelans Ackerhof zu kaufen.

Wenn aber einmal die ersten Zahlen aufgestellt sind, so

Digitized by Google

ſchreitet die Progreſſion in jenen Geiſtern von ſchrecklicher Logik ſchnell vorwärts und gewaltig weit.

Nach wenigen Monden ſchon dachte Gabriel eine Liſt aus, welche dem Hauſe Treguern hunderttauſend Franken eintragen ſollte. Damals war ehrliche Theilung ſein Ziel.

Allein kurze Zeit darauf wollte er ſchon die ganze Summe allein haben.

Dann erſchien ihm dieſe Summe, wie ein Waſſertropfen im Meere, und er dachte:

„Um ein ordentlicher Mann zu werden, muß man die Summe verhundertfachen“

Und er begann, die Rechnung aufzuſtellen, welche die Hunderttauſend Franken verhundertfachen ſollte.

Das geſchah mit jener kalten Genauigkeit, durch welche keineswegs die Leidenſchaft ausgeſchloſſen wird.

Gewiſſe Naturen, und das ſind die gefährlichſten, behalten den Scharfblick, welchen die Ruhe verleiht, ſelbſt während der Aufregung: um die hunderttauſend Franken zu verhundertfachen, bedurfte es nur zwanzig Jahre und des Glücks.

Das Glück ließ ſich durch Blut erſetzen.

Gabriel dachte:

„In zwanzig Jahren werde ich kaum vierzig Jahre alt ſein; das ſind die beſten Jahre, und ich darf alsdann immer noch auf weitere zwanzig Jahre rechnen.“

Er ſchloß den Vertrag mit ſich ſelbſt ab.

Wenn auch unſere Vernunft nicht allen auf Millionen hinausgehenden Berechnungen beiſtimmt, welche der kleine Seminariſt auf ſeiner ſtaubigen Dachkammer entwarf, wenn wir ihn auch als einen boshaften Träumer betrachten wollen oder als

Digitized by Google

einen Narren von der gefährlichen Sorte, so muß man doch mindestens einräumen, daß in der Zeit, in welcher die zu erzählenden und die bereits erzählten Ereignisse sich zutrugen, seinen Luftschlössern nicht mehr jeder Grund fehlte.

Er hatte, als er noch in der tiefsten Armuth war, bereits die Macht, die wunderbare und unerklärliche Kraft gehabt, einen Mann, ungeachtet des Krieges, aus London abreisen und fünftausend Louis nach dem Schlosse Treguern bringen zu lassen.

Bei dem Riesenspiele, welches er nun beginnen wollte, kam es auf weiter nichts an, als den Einsatz zu finden.

Und den hatte er nun gefunden.

Aber diese unschätzbare Erwerbung drohete ihm jetzt zu entgehen!

Der Mann, welchen er hatte hintergehen wollen, hinterging ihn.

Und dieser Mann wußte nicht, daß er damit den Grundbau eines Prachtgebäudes niederreiße!

Gabriel fühlte zum ersten Male in seinem Leben eine peinigende Angst, eine Todesqual.

Er sah, wie ihm sein geträumter Reichthum zwischen den Fingern hindurchglitt.

Es fehlte ihm bereits an genügender Ruhe, um nachzudenken, und er rief sich nur zu:

„Ich werde ihn finden! ich werde ihn finden! und wäre er in den Eingeweiden der Erde!"

Und er beschleunigte seinen Gang in jedem Augenblick mehr.

Dennoch wußte er nicht recht, wohin er ging, als eine zitternde und aufgeregte Frauenstimme ihn rief.

Seine Augen öffneten sich.

Digitized by Google

Er sah vor sich eine weit geöffnete Thür und ein hell erleuchtetes Zimmer.

Im ersten Augenblick wollte er entfliehen, aber die Wittib le Brec hielt ihn bereits mit beiden Armen fest.

Das erleuchtete Zimmer war die Wohnstube in Wilhelm Fery's Mühle.

„Da bist Du endlich, Gabriel, mein Gabriel!" sagte die alte Frau. „Wir haben Dich die ganze Nacht erwartet. — Und wenn Du wüßtest, wie die arme Marianne geduldet hat, um Dir einen Sohn zu schenken!"

„Einen Sohn!" wiederholte der junge Mann, „Marianne!"

Es schien, als wollte dieser Gedanke gar nicht in seinen Sinn.

„Laß mich gehen!" bat er dann und versuchte, sich zu befreien.

Wittib le Brec betrachtete ihn bei dem Lichte, welches durch die Thür fiel.

„Wie bleich Du bist!" sagte sie; „ist Dir ein Unglück widerfahren?"

„Ich sage Dir, Du sollst mich gehen lassen!" wiederholte Gabriel, dessen Lippen von Zorn verzogen wurden.

„Aber Du mußt sie doch sehen, Kind!" rief die alte Frau aus; „sie ist da! sie sind Beide da: Marianne und Dein Sohn!"

Aus dem Innern der Mühle rief eine schwache Stimme:

„Gabriel! Gabriel!"

Der Seminarist wich zurück.

„Die Zeit verfließt," sagte er. „Die Heide ist weit, und wenn das Loch einmal gegraben ist —"

Digitized by Google

„Sind das Fieberphantasien?“ unterbrach ihn die le Brec und zog ihn mit sich nach der Mühle.

Sie war stark.

Gabriel sträubte sich vergebens in ihren Armen.

Ein Weib! ein Kind!“ rief er aus, „ich fluche dem Weibe und dem Kinde!“

Wittib le Brec blieb versteinert stehen.

Gabriel that, als wäre er plötzlich zur Besinnung gekommen und sagte mit veränderter Stimme, indem er mit der Hand über sein Stirn fuhr:

„Ja, ja, das sind Fieberphantasien. — Arbeite ich nicht um Beider willen, um des Weibes und des Kindes willen; — Mutter, willst Du denn nicht mehr, daß ich einen Palast baue, um Beide hinein zu bringen: einen Palast an der Stelle, wo bisher das Haus Treguern stand?“

Die Augen der Wittwe leuchteten.

„Laß mich vorüber gehen!“ wiederholte der Seminarist zum dritten Male. „In dieser Stunde muß zwischen den beiden Familien entschieden werden! — Hast Du denn jetzt eine Liebe, welche stärker ist, als Dein Haß?“

„Nein! sagte die alte Frau und ließ ihn los, während sie ihre finstern Blicke zur Erde senkte.

Die schwache Stimme rief noch immer drinnen in der Mühle:

Gabriel! Gabriel!“

„Ein Wort des Trostes,“ ermahnte die alte Frau leise, „einen Kuß, eine Minute —“

„Wer weiß, wie viel die Minuten jetzt werth sind!“ rief Gabriel aus und setzte seinen Weg nach dem Schlosse fort.

Digitized by Google

„Tröſte ſie in meinem Namen, küſſe ſie in meinem Namen! — Ich darf nicht ſäumen!“

Wittib le Brec blieb einen Augenblick unbeweglich ſtehen, um auf das Geräuſch ſeiner ſchnell ſich entfernenden Schritte zu hören.

„Was hat er im Sinne?“ fragte ſie ſich.

Dann trat ſie in die Mühle und drückte Marianne an ihre Bruſt, indem ſie ſagte:

„Ich hatte mich getäuſcht, meine Tochter, es war Gabriel nicht.“

Digitized by Google

10. Zwei Taufen.

Die Stelle, welche wir jetzt kennen lernen werden, hatte bis dahin keinen Namen.

Seit jener Nacht wurde sie von den Bewohnern des Dorfes das blutige Loch genannt.

Es war eine von Wasser ausgewaschene Vertiefung zwischen Wilhelm Fery's Mühle und dem Schlosse Treguern.

Der nach der Allee des Schlosses führende Weg ging dicht an dem Rande der Schlucht hinweg; einige Rainweiden waren an der Straße entlang gepflanzt, um die Erde festzuhalten.

In diesem undankbaren Boden waren die Rainweiden kümmerlich geblieben und sahen ganz schwarz aus; sie bildeten ein kleines Gebüsch von Mannshöhe, welches bis in die halbe Tiefe des Grabens hinunterreichte.

An der Stelle, wo die Rainweiden aufhörten, sah man unter verkümmerten Heidesträuchern das Stein-Gerüpp der Heide hervorblicken: einen Kalkfels, welchen die geringste Berührung in einen bläulichen Staub verwandelte.

Ganz in der Tiefe der Schlucht stand ein langer und schma-

Digitized by Google

ler Sumpf, der im Sommer nur einen mit Waſſerlinſen bedeckten Schlamm bildete; kernfaule Weiden, die nur von ihrer kräftigen Rinde lebten und ihre jungen Schüſſe büſchelweiſe emportrieben, umſtanden dieſen Sumpf.

Man mußte Hände und Füße gebrauchen, um hier hinabzuſteigen; einen gangbaren Pfad nach der Tiefe gab es nicht.

Stand man unten am Rande des Sumpfes, unter den Weiden, ſo ſah man rund um ſich in unregelmäßiger Kreisform die Küſten emporſteigen und ſich bauchig erweitern, gleich den Wänden einer gigantiſchen Urne.

Dieſe Schlucht galt bei den Bewohnern der Gegend für einen verrufenen Ort.

Die Eigenthümer der Weiden ſtiegen alle zwei Jahre ein Mal in die Tiefe hinab, um dieſe Bäume zu köpfen, welche mit erſtaunlicher Ueppigkeit wuchſen.

Zu keiner andern Zeit würde ein menſchlicher Fuß dieſe Einſamkeit betreten haben.

Wenn die Bauern der Umgegend genöthigt waren, während der Nacht den Weg längs der Rainweiden zu verfolgen, ſo beeilten ſie ihre Schritte, indem ſie ſich bekreuzigten und ihre Augen ſchloſſen.

Einige vorwitzige Menſchen hatten es gewagt, bei nächtlicher Zeit einen Blick in die ſchaurige Tiefe hinabzuthun, waren aber bleich und ſtarr zurückgewichen

In der Tiefe des Loches bewegten ſich lautloſe Reigen, während geheimnißvolle Flammen auf der Oberfläche des Sumpfes zitterten.

In der heutigen Nacht hatte der Gewitterregen den Sumpf

Digitized by Google

geschwellt, so daß er übergetreten war und den Fuß der Weiden benetzte.

Noch tröpfelte das Regenwasser von den nassen Blättern herab.

Es war etwa eine halbe Stunde vor dem Beginn der Morgenröthe, in jenem Augenblick, wo das tiefste Dunkel seinen einförmigen Schleier über alle Gegenstände ausbreitet.

In der Tiefe der Schlucht stand ein Mann.

Dieser Mann stützte sich auf eine Hacke und betrachtete das Wasser des Sumpfes, der langsam zu seiner gewöhnlichen Höhe zurücksank.

Er schien zu erwarten, daß das Wasser sich unter eine gewisse Grenze zurückziehe.

Von Zeit zu Zeit erhob er seine Augen und befragte den mit Sternen bedeckten Himmel,

„Ich habe noch Zeit!" sagte er dann,

Und er beobachtete dann wieder das Wasser, welches langsam verlief.

Als der Fuß der dicksten Weide frei geworden war, erhob der Mann seine Hacke und hieb zum ersten Male in den durchfeuchteten Erdboden.

Kaum vermochte jedoch die Hacke um ein Geringes in den steinigen und festen Boden einzudringen; der Mann verdoppelte seine Anstrengungen und die Hiebe folgten schnell auf einander.

Nach wenigen Minuten hielt er ein, um Athem zu schöpfen.

Mit halb so viel Kraftaufwendung würde er ein tiefes Loch in artbarem Lande gemacht haben, aber hier reichte seine Anstrengung kaum hin, die Oberfläche des Bodens anzuhauen.

„Das Felleisen wird hier sicher ruhen," dachte er, „wenn

Digitized by Google

es mir gelungen sein wird, ihm ein Nest zu bereiten; — und ich bin fest überzeugt, daß Niemand es hier suchen wird."

Er griff seine Hacke abermals mit beiden Händen und hieb von Neuem auf den zu gleicher Zeit feuchten und harten Boden; aber er that nur einen Hieb, denn er glaubte das Geräusch von Schritten über seinem Kopfe, auf dem an den Rainweiden entlang gehenden Pfade zu hören.

Er lauschte; das Geräusch war verstummt; Alles ringsum war still.

Er dachte:

„Meine Ohren summen."

Und er setzte seine Anstrengung mit Kraft fort.

Seine Ohren hatten indeß nicht gesummt, sondern es war in der That das Geräusch gewesen, was er gehört hatte.

Ein Mann lief athemlos über die Heide, indem er von Wilhelm Fery's Mühle kam und den Weg nach dem Schlosse Treguern verfolgte.

Als dieser Mann in der Nähe der Schlucht gekommen war, hatte er es eben so gemacht, wie der Mann, der am Fuße der Weide arbeitete.

Er war stehen geblieben, als er in seiner Nähe die dumpfen Hiebe der Hacke hörte, und hatte dann, als diese Hiebe in demselben Augenblick unterbrochen wurden, gedacht:

„Meine Ohren summen."

Und er hatte seinen Weg fortgesetzt.

Es geschah, daß der Mann in der Schlucht, als er kaum an seine Arbeit zurückgekehrt war, abermals über sich gehen hörte, und daß der Gehende bei den ersten Schritten, die er that, neue Hiebe mit einer Hacke zu hören glaubte.

Digitized by Google

Beide hielten zu gleicher Zeit ein, indem der Eine nach oben, der Andere nach unten horchte.

Der Geduldigere von Beiden mußte den Schlüssel des Räthsels besitzen.

Allein dieser Geduldigere war keineswegs der Mann mit der Hacke, der ohne Zweifel wenig Zeit zu verlieren hatte, da er seine Arbeit nach wenigen Secunden fortsetzte.

Er hörte von jetzt an nichts mehr.

Er arbeitete nun aus Leibeskräften, und so widerspenstig auch der Boden war, so hatte er dennoch bald ein Loch gemacht, welches tief genug war, so daß das neben ihm liegende Felleisen in demselben verborgen werden konnte.

Er nahm dieses Felleisen und warf es in das Loch, um sich zu überzeugen, ob es bequem in demselben liege.

Das Resultat schien ihm ein günstiges, und er richtete sich zufrieden auf.

Als er sich aber aufrichtete, sah er er einen Mann vor sich stehen.

„Gabriel!" rief er aus und wich erschreckt mehre Schritte zurück.

Der zu ihm Getretene blieb unbeweglich stehen und kreuzte seine Arme über der Brust

„Du erwartetest mich also nicht, Filhol, mein guter Bruder?" fragte er in einem süßlichen und spöttelnden Tone.

Der Mann mit der Hacke hob sein Werkzeug auf und umfaßte es krampfhaft mit beiden Händen, als hätte er sich desselben als einer Hacke bedienen wollen.

Er antwortete:

„Nein, Gabriel, ich erwartete Dich nicht."

Digitized by Google

„Du warst ohne Zweifel müde geworden, mich länger in dem Thränenthurme zu erwarten?" fragte der junge Seminarist, dessen Stimme noch spöttischer wurde.

„Ich habe Dich gar nicht in dem Thränenthurme erwartet," antwortete Treguern.

„Nicht? und warum nicht, mein Bruder?"

„Weil ich keine Lust hatte, einem Pfaffen den Schädel einzuschlagen."

Es entstand ein Schweigen nach dieser Antwort, welche in einem barschen und drohenden Tone gegeben war.

Gabriel blieb stets regungslos und dem Anscheine nach ruhig stehen.

Der Mann, welchen man Filhol von Treguern nannte, hatte dagegen noch immer den Stiel seiner Hacke umfaßt.

Gabriel trat einen Schritt näher.

Treguern sagte zu ihm:

„Tritt nicht näher!"

Gabriel kam dessenungeachtet einen Schritt näher, und das war gewiß ein Beweis von Muth.

„Hast Du etwas gegen mich, mein Bruder?" fragte er mit einer sanften Stimme, in welcher keine Spur von Spott mehr lag.

„Bei meiner Ehre, Gabriel," entgegnete Filhol und wandte seinen Kopf ab, „Du thätest besser, Du entferntest Dich schnell!"

„Was habe ich denn zu fürchten?"

„Gabriel! Gabriel!" rief Filhol in einem wehmüthigen Tone aus, „ich hatte mein Vertrauen auf Dich gesetzt. Die Thür meines väterlichen Schlosses war Dir nie verschlossen. —

Digitized by Google

Gabriel, ich war heute Nacht am Heidenſteine, als Wittib le Brec, die Feindin der Treguern, Deine Mutter, wie man ſagt, Gabriel, mit Marianne vorüber ging und dieſe nach Wilhelms Mühle führte. Wittib le Brec ſprach, und ich verſtand ihre Worte. Gabriel, was haſt Du mit Marianne's Ehre gemacht?"

„Ha!" verſetzte der Seminariſt, deſſen Stimme ſich plötzlich änderte, „Du weißt das? — Und Du dachteſt: „Ich ſollte Gabriel funfzigtauſend Franken geben, aber ich werde dieſe Summe für mich behalten: Er ſoll mir Marianne's Ehre damit bezahlen!"

Filhol erhob ſeine Hacke.

Gabriel fuhr mit der Hand in ſeine Taſche.

Filhol ſtürzte ſich auf ihn, verſetzte einen Hieb nach ihm, dem jedoch Gabriel mit der Geſchmeidigkeit einer Schlange auswich.

Mit einem Sprunge hatte er ſich hinter die Weide geflüchtet

„Du haſt zuerſt geſchlagen," ſagte er; „ich vertheidige mich nur."

Filhol hörte das trockne Knacken, welches der Hahn einer Piſtole von ſich gibt, wenn er geſpannt wird.

Die Schlucht wurde von einem Blitz erleuchtet, der mit einem Knall verbunden war, und Filhol ſank zuſammen, denn ſeine Bruſt war von einer Kugel durchbohrt.

Die ausgebauchten Wände der Schlucht warfen ein langes und ſtarkes Echo zurück.

Ein lauter Schrei verband ſich mit dieſem Echo.

Digitized by Google

In dem ersten Augenblicke der Bestürzung meinte Gabriel, daß der Schrei von dem Opfer ausgegangen sei.

Filhol lag an dem Fuße der Weide, und seine Haare tauchten in den Sumpf.

Er rührte sich nicht mehr.

Eine Secunde stand Gabriel wie betäubt da; seine Hand ließ die Pistole fahren, um instinktmäßig seine eigne Brust an der Stelle des Herzens zu befühlen.

„Es schlägt! — es schlägt!" sagte er halblaut. „Mein Kopf schwindelt. — Wenn man zum ersten Male in einen Abgrund schaut, so wird man von Grausen ergriffen — dann gewöhnt man sich daran."

Ein zweiter Schrei hallte von den Wänden der Schlucht wieder.

Gabriel horchte, indem er an seinem ganzen Körper zitterte.

Dieses Mal konnte er sich nicht täuschen.

Die große Bestürzung, welche auf das erste Verbrechen folgt, hatte sich bereits gelegt; das Echo des Pistolenschusses war vorüber.

Filhol war nur noch eine Leiche, und aus seiner Brust hatte der Schrei nicht kommen können.

Das dürftige Laub der Rainweiden bewegte sich; es stieg Jemand an dem steilsten Theile des Ufers nieder und rief den Namen Filhol

Gabriel zog seine andere Pistole aus der Tasche.

Ein Zweig im Gebüsche knackte und brach.

Gabriel mußte meinen, daß er seiner Waffe nicht bedürfen

Digitized by Google

werde, denn der neu Hinzukommende verlor das Gleichgewicht und stürzte über die Kalkfelsen hinab.

So gelangte er auf den Grund der Schlucht, erhob sich dann mit einem Sprunge auf seine Beine und rief:

„Filhol! Filhol!"

Wunderbarer Weise hatte er durch seinen Sturz keine Verwundung erlitten.

Der erste Schein der Morgenröthe bleichte den Himmel.

Gabriel konnte einen Mann von hohem Wuchs unterscheiden, der eine Soldaten-Uniform trug und nur einen Arm hatte.

In diesem Augenblick bemerkte auch Roland Montfort seinen Feind und stürzte sich auf ihn.

„Du bist nicht Filhol!" rief er; „was hast Du mit Filhol gemacht?"

„Gabriel hatte schon zum voraus seine zweite Pistole gespannt.

„Woher kommen Sie, mein Freund," fragte er kalt, „da Sie nicht wissen, daß Filhol von Treguern am Sumpffieber gestorben und bereits im September des vorigen Jahres begraben ist?"

Rolands Fuß stieß gegen das Felleisen, welches einen metallischen Klang von sich gab.

„Ha!" rief er aus, „Gott kennt dieses Geheimniß. — Hier ist ein Zeuge! — Ich folgte Treguern von dem Schlosse bis hierher; er trug dieses Felleisen auf seinen Schultern. — Du bist der Seminarist Gabriel und hast Treguern ermordet!"

Gabriel sah erst jetzt, daß sein Gegner in der einzigen Hand, welche ihm geblieben war, einen scharfen und gekrümm-

Digitized by Google

ten Säbel hielt; er hatte seine ganze Kaltblütigkeit wieder gewonnen; Roland stand ihm so nahe, daß die Spitze seines Säbels seine Brust erreichen konnte, ehe es ihm noch möglich war, seinen Arm zu heben, um seine Pistole abzuschießen.

Sein schneller und nie verlegener Geist lieferte ihm eine Kriegslist, auf welche er sofort seine ganze Rettung setzte.

„Siehe zu Deinen Füßen," sagte er, „und siehe nach, ob der, dessen Haupt da in den Sumpf hängt, Filhol von Treguern ist!"

Roland wandte sich rasch.

Der bleiche Schein der Morgenröthe zeigte ihm den an der andern Seite der Weide liegenden Leichnam.

Nur einen Blick warf er auf denselben, und die Muskeln seines Armes spannten sich, um den Säbel zu heben.

Gabriel war verurtheilt.

Aber Gabriel hatte Zeit gehabt, seine Pistole an den Stamm der Weide zu lehnen, um das bei der Aufregung unvermeidliche Zittern zu vermeiden, und ein neuer Knall weckte das Echo der Schlucht in dem Augenblick, in welchem Roland sich wieder gegen ihn kehrte.

Ein schwere Klage tönte aus Rolands Brust.

Sein linker Arm war nahe unter der Schulter zerschmettert und hing träge an seiner Seite hinab.

Seine Beine waren aber noch kräftig und er stürzte sich auf Gabriel, ohne daß er den Umfang seiner Ohnmacht erkannte.

Zwei Mal und trotz dem wüthenden Schmerz, welchen er fühlte, versuchte er, den Arm zu heben, welcher keine Spannkraft mehr hatte.

Digitized by Google

Aber auch zwei Mal traf der Kolben von Gabriels Pistole dumpf dröhnend gegen seine Stirn, welche durch nichts mehr vertheidigt wurde.

Bei dem ersten Schlage wurde sein Gesicht von Blut überströmt; bei dem zweiten Schlage schloß er die Augen und sank neben Filhols Leiche nieder.

Gabriel wusch den Kolben seiner Pistole in dem Wasser des Sumpfes und legte dann sein angefeuchtetes Taschentuch auf seine Schläfe.

Die Morgendämmerung hatte bereits hinreichend zugenommen, so daß man die Gegenstände zu unterscheiden vermochte; Gabriel betrachtete die beiden Leichen.

Er war bleich, aber er hielt sein Haupt stolz empor.

Sein Athem bahnte sich mühsam einen Weg in seine zusammen geschnürte Brust.

Er lud sein Felleisen auf seine Schultern und klimmte dann mühsam aus der Schlucht empor.

Es war das in der Nacht vom 15. auf den 16. August des Jahres 1800, als jene Schlucht, in welcher der Linsensumpf schlummerte, den Namen des blutigen Loches erhielt.

Am folgenden Tage war ein Sonntag.

Schon am frühen Morgen versammelten sich die Bauern des Dorfes Orlan ihrer Gewohnheit gemäß auf dem Friedhofe, der ihnen zugleich als Versammlungsplatz diente.

Es fand eine große Aufregung unter ihnen statt; man las eine Art von Schauder in den Zügen Aller, aber hinter diesem Schauder verrieth sich auch die Neugierde.

Man sprach leise in den verschiedenen Gruppen; die erbleichten Frauen flüsterten mit einander, und man verbot den

Digitized by Google

Kindern, in dem hohen Grase zu spielen, welches zwischen den Gräbern wuchs.

Die Glocke läutete zur Frühmesse, aber außer wenigen frommen Frauen verließ Niemand den Friedhof, um in die Kirche zu gehen.

Die vornehmste Gruppe bestand aus unsern Freunden, die wir am verwichenen Abende bei Frau Marion Lecuyer antrafen.

Die Bauerfrauen hatten ihre Sonntagsmützen von feinem gefälteten Leinen auf den Köpfen und trugen auf der tutenförmigen Spitze derselben jene Cocarden, welche den Spitzen eines Helmes gleichen.

Die Bauern rauchten aus ihren kurzen Pfeifen und trugen Strohhüte, deren breite Ränder nach Art von Regenschirmen niedergebogen waren.

Die jungen Mädchen trugen ihre Kreuze von blitzerndem Silber auf den hanfleinenen Miedern, und die Burschen hatten sich mit den Schleifen geschmückt, welche sie beim Scheibenschießen oder Sacklaufen gewonnen hatten.

All dieser Schmuck war um des Sonntags willen angelegt

Aber dennoch hatte Alles ein trauriges Aussehen, und der Schmuck stimmte nicht zu den verstörten Gesichtszügen.

Die erwähnte Hauptgruppe stand dicht zusammengedrängt am Fuße des Calvarien-Berges.

„Was das betrifft," sagte der Korbflechter Pelo, „so mußte wohl in solch grausiger Nacht Grausiges vorgehen!"

„Ach!" betheuerten Alle, „man könnte es wohl ahnen, daß das Unglück in unsrer Nähe weile."

Digitized by Google

„Um welche Stunde ist die Wittib le Bree zurückgekehrt?“ fragte der sonst zweifelsüchtige Vincent Fery, welcher fast eben so erregt war, wie die Uebrigen.

Die Frage war an den kleinen Mathelin gerichtet.

„Meiner Treu!“ antwortete der Hirt, „es war schon heller Tag, als ich sie kommen hörte. — Aber Ihr wißt noch gar nichts! Als ich nach Hause ging, fand ich ein schwarzes Pferd auf der Weide. — Die Hausthür stand sperrangelweit offen, auf dem Fußboden waren die Fuß-Spuren eines Mannes, der mit kothigen Stiefeln in das Haus gegangen war, und das Bett der Wittib le Bree war um mehr, als anderthalb Fuß von seinem gewöhnlichen Platze hinweggerückt.“

Alle schüttelten ernst und schweigend die Köpfe.

„Dann brannte Licht bei dem Commenthur,“ fuhr Mathelin fort.

„Ha!“ machten alle Zuhörer. „Er hatte geahnt, daß es ein Fest für ihn gebe!“

„Was erzählen sich denn die, welche am Walde wohnen?“ fragte eine Frau den Korbflechter.

„Mathurin ist zu seiner Mutter zurückgekehrt,“ antwortete Pelo; „Roland Montfort ist zu seiner Schwester zurückgekehrt.“

„Schau! schau!“ rief man; „das war wohl der, welcher am Herde schlief?“

„Er war es! — Aber er hat nicht in der Meierei geschlafen und war draußen, als man die beiden Schüsse von der großen Heide her vernahm.“

Man blickte sich gegenseitig an und wiederholte:

„Schau! schau!“

Digitized by Google

„Es sind ihm schon Einzelne heute Morgen in der Allee nach dem Schlosse begegnet," nahm der Korbflechter wieder das Wort. „Sein ganzes Gesicht ist blutig gewesen, und der Aermel seines linken Armes — denn der Aermel des rechten Armes ist leer, wie Ihr wißt, — ist ebenfalls von der Schulter bis zum Ellbogen roth und schwarz von Blut gewesen."

„Mein Gott! mein Gott!" riefen mehre aus, „was werden wir noch erleben müssen!"

„Guten Morgen, Vater Michelan!" ließen sich einige Stimmen vernehmen.

Der alte Ackermann war die Schieferstufen hinangestiegen, welche nach dem Friedhofe führten.

Er ging mit langsamen und mühvollen Schritten, und Jeder konnte bemerken, daß sein Angesicht ungewöhnlich bleich war.

„Guten Morgen und Gott segne Euch, meine Kinder!" sagte er, indem er seinen Hut abnahm, um sich vor der Thür der Kirche zu bekreuzen. „Wer leben bleibt, wird noch Manches sehen! Habt Ihr schon einmal erlebt, daß die Todten ihre Gräber verließen, um derselben zu entbehren?"

Unsere Gruppe kam in große Aufregung, denn Jeder errieth, daß den dunkeln Worten des Greises etwas Schreckliches zu Grunde liege.

Und man fragte von allen Seiten:

„Wißt Ihr etwas Neues, Vater Michelan? — Was gibt es? was gibt es?"

Der Greis zögerte einige Zeit mit der Antwort.

„Seit der Graf Filhol gestorben ist," sagte er endlich, „jagt Niemand mehr im Walde und auf der Heide. — Das

Digitized by Google

war kein Jäger, welcher die beiden Schüsse heute Nacht gethan hat."

„Nein, nein!" bekräftigten Alle, „sicher und gewiß war das kein Jäger."

„Wer war es denn aber?" fragten die Neugierigsten.

„Ich wollte meinen Grummet mähen, ehe in die Messe geläutet würde," fuhr der gute Mann fort, „weil ich kein Futter mehr im Stalle hatte und man arbeiten kann, bis zum ersten Male geläutet wird. — Mit dem Anbruch des Tages sandte ich daher meinen Neffen Johann Maria in das Dorf, um meine Arbeiter zu rufen. — Der arme Junge kam nach einer Viertelstunde leichenblaß zurück und konnte nicht mehr sprechen. — Ich gab ihm einen Krug guten Cider, um seine Zunge zu lösen, und da hat er mir denn Folgendes erzählt, so wahr Gott der Herr ist und wir Sünder sind"

Der Vater Michelan athmete tief auf und die Gruppe drängte sich dichter um ihn, während er fortfuhr:

„Johann Maria sagte zu mir: „Als ich des Weges an den Rainweiden entlang ging, über der Schlucht, welche die große Heide begränzt, hörte ich ein Wimmern in der Tiefe des Loches. Ich bin zu klein, um über die Rainweiden hinweg zu sehen und schlüpfte daher zwischen ihnen hindurch, bis an das Ende der Büsche. Es ging ein vollständiges Loch zwischen denselben hindurch, als wäre schon Jemand vor mir hinunter gestiegen. Am Ende des Buschwerks fand ich eine zerbrochene Rainweide und sah die Spur eines Menschen, der über die Felsen hinabgerutscht war. — Der Sumpf war bis an den Rand mit Wasser gefüllt! Neben dem Wasser aber sah ich zwei von Blut bedeckte Männer.""

Digitized by Google

„Zwei Männer!“ wiederholten die Umstehenden halblaut.

Und der Korbflechter Pelo fügte hinzu:

„Auf jeden Schuß Einen!“

„Ich fragte den Kleinen,“ fuhr Vater Michelan fort, „wie die beiden Männer ausgesehen hätten, und er antwortete mir:

„„Der Eine war ein Soldat, der aber nur einen Arm hatte —““

„Roland Montfort!“ riefen einige Stimmen.

„„Der Andere lag mit dem Kopfe im Waſſer und war mit einem Rock von ſchwarzem Sammet bekleidet, wie ihn der ſelige junge Graf Filhol zu tragen pflegte, wenn er auf die Jagd ging.““

Michelan ſchwieg.

Tutenmützen und Strohhüte geriethen in lebhafte Bewegung, während ſich ein lautes Gemurmel um das Kreuz erhob.

„Und Ihr habt Euch nicht ſelber von der Wahrheit der Sache überzeugt?“ fragte Vincent Fery; „Ihr müßt wenig neugierig ſein, Vater Michelan!“

„Allerdings ging ich, um ſelber nachzuſehen,“ erwiederte der gute Mann, „aber nicht weil ich neugierig bin, mein lieber Vincent, ſondern weil ich dachte, daß ich vielleicht armen Chriſtenmenſchen helfen könnte. — Nur verwandte ich eine kurze Zeit, um mir eine Taſſe heißen Cider zu machen und mir das Herz zu erwärmen, da bei der Erzählung des Kleinen das Mark in meinen Gebeinen erſtarrt war. — Dann ging ich zu Francin und zu Olivier Miaude, damit ich noch Jemand bei mir hätte. Olivier und Francin waren ſchon auf dem Grum-

Digitized by Google

met. Es war eine Stunde vergangen, seit der Kleine zurückgekehrt war, und ich nahm allein meinen Muth zusammen, um allein nach dem Loche zu gehen. — Ich stieg an dem Ende des Grabens hinab, denn ich bin kein zwanzigjähriger Bursche mehr, und das Ufer unter den Rainweiden ist ein Ort zum Halsbrechen. So gelangte ich an den Sumpf, sah aber nichts mehr."

„Ah!" machte die in ihren Erwartungen getäuschte Gruppe, „so hatte also der Kleine gelogen?"

„Keineswegs! — Wenn ich sagte, daß ich nichts mehr sah, so heißt das, daß ich keine Leichen mehr sah: die Spuren des Kampfes waren aber noch im Schlamme zu sehen, und das Blut hatte noch keine Zeit gehabt, zu vertrocknen."

„Aber die Leichen?" fragte Vincent Fery; „wer hatte denn die geholt?"

„Ich habe bereits selber diese Frage an mich gerichtet," antwortete der alte Michelan, „denn in der weiten Gegend gibt es keinen einsamern Ort. — Ich dachte eben über das seltsame Verschwinden derselben nach, als ich plötzlich neben mir und an den Stamm einer Weide gelehnt einen Mann erblickte, der mit einem langen schwarzen Gewande bekleidet war, auf welches die Marter-Instrumente des Heilands, Kreuz, Geißel und Dornenkrone, gestickt waren. Wie war er bis zu mir gelangt, ohne daß ich ihn zu sehen oder zu hören vermocht hatte? Ich weiß es nicht. — Jahre waren vergangen, seit ich den Commenthur Malo nicht gesehen hatte, aber ich erkannte ihn doch auf der Stelle."

Alle Anwesenden athmeten laut und geräuschvoll auf.

Digitized by Google

In dieſem Augenblick läutete aus der Tiefe der Kirche das Glöckchen des Meßdieners zur Aufhebung der Hoſtie.

Männer und Frauen warfen ſich auf dem Graſe auf die Kniee und ſenkten die Häupter.

„Der Commenthur Malo," fuhr Michelan fort, als ſich Alle wieder erhoben hatten, „betrachtete die Blutſpur und ſchien mich nicht zu ſehen; er murmelte zwiſchen den Zähnen ſeltſame Worte, wie nur er ſie ausſpricht, und die von Andern nicht verſtanden werden. Es kam mir vor, als ſagte er: „Treguern wird drei Mal ſterben!" Dann blickte er plötzlich mir in die Augen.

„„Warum biſt Du nicht bei der Taufe?" fragte er haſtig. „Dein Vater und Dein Großvater waren Vaſallen von Treguern. Man hebt nicht alle Tage einen Nachkommen des Tanneguy über das Taufbecken ""

„Und als ich mit weit geöffnetem Munde und ohne ein Wort zu entgegnen ſtehen blieb, ſo kniete er am Fuße der Weide nieder und betrachtete die von Blut gefüllten Fußtapfen.

„„Das iſt das Blut von Treguern!" murmelte er. „So mußte es geſchehen. Der junge Schoß entſproßt dem abgehauenen Stamme des alten Baumes! Gehe, Vaſall! Gehe zur Taufe Deines Herrn! Ich habe hier etwas zu thun.""

„Sein Finger zeigte in gebietender Haltung nach dem Wege, den ich gekommen war.

„Es befand ſich an dem Fuße der Weide ein Loch, in welchem eine Hacke lag. Der Commenthur trug ein kleines Beil unter dem Arme. Während ich gehorchte und den Weg nach der Heide zurückkehrte, wandte ich mich mehr, als hundert

Digitized by Google

Mal, um, wie Ihr Euch wohl denken könnt; ich sah, wie der Commenthur allenthalben, wo sich Blutspuren zeigten, die Erde mit der Hacke umkehrte und in das Loch zog, welches ich bemerkt hatte, so daß er dadurch ein kleines Grab bildete. Dann nahm er das Beil, hieb einen Zweig von einer Weide, machte aus demselben ein Kreuz und pflanzte dieses auf die zusammengezogene Erde.

„Wer aber," unterbrach sich hier der Vater Michelan, „wer von Euch kann mir sagen, was für eine Taufe der Commenthur Malo gemeint hat? Ich habe noch kein Läuten der Glocken vernommen, während ich über die Heide ging, und sehe kein neugebornes Kind an der Thür der Kirche."

Als er ausgesprochen hatte, kamen die guten Frauen, welche der Frühmesse beigewohnt hatten, aus der Kirche, und in demselben Augenblick begannen auch die Glocken, wie zu einer Taufe, zu läuten.

Auf dem Wege, welcher an dem Kirchhofe entlang führte, sah man Fanchette, welche in ihren schönsten Anzug gekleidet näher kam und auf jedem Arme ein Kind trug.

Wittib le Brec folgte hinter ihr in einem seidenen Kleide, welches aber nach demselben Schnitt gefertigt war, wie die Kleider der dortigen Bauerfrauen; auf dem Kopfe hatte sie eine große Mütze von schwarzen Spitzen und in der Hand hielt sie ihren weißen Krückenstock.

Marianne von Treguern schritt mühsam an ihrer Seite; der Schleier, welchen sie trug, verbarg nur unvollkommen die Blässe ihres Gesichts.

„Während die Hebamme, Wittib le Brec und Marianne

Digitized by Google

mühsam eine der Steigen erstiegen, welche zu dem Kirchhofe hinanführten, zeigte sich eine zweite Gruppe auf der zweiten Steige.

Es war die gute Marion Lecuyer mit rothgeweinten Augen und der Sergent Mathurin, welche, so gut sie konnten, den armen Roland Montfort unterstützten, welcher bei jedem Schritte wankte und so schwach war, daß er kaum gehen konnte.

Roland hatte zwei große Wunden auf der Stirn; sein mit Binden umgebener linker Arm hing schlaff am Körper nieder, bevor er dem rechten Arme folgte, der bereits in seinem Aermel fehlte.

Die beiden Gruppen schritten langsam über den Rasen des Kirchhofes, während die Bauern in Folge ihres Staunens und ihrer Aufregung ein tiefes Schweigen beobachteten.

Sie trafen an der Kirchthür zusammen.

Hier stand der Seminarist Gabriel und wartete bereits mit entblößtem Haupte und das Missale in der Hand.

Die Hebamme Fanchette trat zuerst ein.

Sie schritt gerade auf die kleine Kapelle zu, in welcher der Taufstein stand, um sich ihrer Doppelbürde zu entledigen.

Der Rector stand im Priestergewande neben der Schale von polirtem Granit, welche das Taufwasser enthielt.

Als die beiden erwähnten Gruppen hinter Fanchette eingetreten waren, strömte auch die Menge der Bauern in die Kirche, denn Jedem ahnte, daß etwas Außerordentliches vorgehen werde, und Jeder wollte sehen.

Das ganze Dorf drängte sich um die Taufkapelle.

Digitized by Google

„Sind die Kinder bereits in das Gemeinderegister eingetragen?“ fragte der Rector, bevor er die Ceremonie begann.

Fanchette antwortete ohne zu zögern und als eine Frau, die ihre Lection gelernt hatte:

„Man hat unschuldige arme Kindlein sterben gesehen, bevor sie die heilige Taufe empfingen, weil man sie zu dem Maire trug, bevor sie in der Kirche gewesen waren.“

Der Rector billigte die Antwort mit einem Kopfnicken und fragte dann:

„Wem gehören die Kinder?“

Man hätte eine Fliege in der Kirche laufen hören können, so vollkommen war die Stille, welche nach dieser Frage entstand.

Fanchette schlug die Augen nieder und antwortete nicht sofort.

Sie wandte sich ein Wenig seitwärts nach der Wittib le Brec, welche mit einem festen und gebieterischen Blicke nach ihr schaute.

„Dieses hier,“ antwortete Fanchette, deren Stimme ein Wenig zitterte, indem sie nach dem Kinde zeigte, welches sie auf dem rechten Arme trug; „dieses Kind ist der Sohn des Fräulein Marianne von Treguern.“

Der Vicar hatte das Taufregister des Sprengels auf einem Pulte neben dem Fenster liegen.

Er öffnete dasselbe.

„Und sein Vater?“ fragte der Rector.

Fanchette verneigte sich schweigend.

Gabriel war vollkommen gleichgiltig. Er stand ernst auf

Digitized by Google

seinem Posten, kreuzte die Arme über seiner Brust und bewies die höchste Ruhe.

„So mögen der Taufvater und die Taufmutter vortreten!" sagte der Rector.

Wittib le Brec und Gabriel schritten zu gleicher Zeit nach dem Taufbecken vor.

„Ich gehöre der Kirche nicht an," sagte Gabriel, indem er einem Einwurfe des alten Priesters zuvor kam, „ich habe mich hinsichtlich meines Berufes getäuscht."

Der Rector wandte sich von ihm ab.

„Und das andere Kind?" fragte er weiter, indem er sich wieder an Fanchette wandte.

„Dieser," antwortete die Hebamme, „ist der Sohn des Ritters und Herrn Filhol Aimé Tanneguy Malo le Madre, Grafen von Treguern, und seiner ehelichen Gemahlin Genovefa le Hir."

Ein großes Gemurmel erhob sich unter dem Gewölbe der Kirche von Orlan.

Während dieses Gemurmels unterschied man die Worte:

„Elf Monate! elf Monate!"

Das war eine Protestation.

„Sei's nun, daß der Rector diese Worte nicht hörte, sei's, daß er seine Gründe hatte, nicht auf dieselben zu achten, kurz, er sagte wiederum, wie vorhin:

„Der Taufvater und die Taufmutter mögen vortreten!"

Marion Lecuyer, Roland Montfort und Mathurin traten vor.

„Welcher von Euch Beiden ist der Taufvater?" fragte der alte Priester.

Digitized by Google

„Ich bin es," antwortete Roland. „Da ich aber keinen Arm mehr habe, so wird Mathurin das Kind an meiner Statt über das Taufbecken halten."

Die Anwesenden wurden gerührt.

Der junge Sergent war so schön ungeachtet seiner Blässe, und unter der groben Leinwand der Tutenmützen wurde mehr als ein Auge feucht.

Der Rector öffnete sein Breviarium.

Seit dem Beginne dieses Auftritts drückten Roland Montforts Züge Unruhe und Zweifel aus.

Er hatte Fanchette's Zögerung bei der ersten Frage des Rectors bemerkt; er hatte den gebieterischen Blick gesehen, welchen die Wittib le Brec der Hebamme zuwarf.

Jetzt schien es ihm, als bemerke er einen gewissen triumphirenden Ausdruck unter der anscheinenden Ruhe des Seminaristen.

Auch in dem bittern Lächeln der le Brec lag der Ausdruck des Triumphes und mehr noch des Hohns.

Roland schaute durch den Schleier, welcher das Antlitz Marianne's bedeckte, und suchte die Richtung ihres Blicks zu erforschen; aber es schien ihm, als suche dieser Blick dasjenige der beiden Kinder, dessen Mutter sie nicht war.

„Frau!" sagte er da plötzlich, indem er sich gegen Fanchette wandte, „könntest Du wagen, selbst in dem Heiligthum Gottes zu lügen?"

Gabriel erbebte.

Die Brauen der le Brec zogen sich zusammen, während sie ihren Stock mit beiden Händen anfaßte.

Digitized by Google

Fanchette änderte die Farbe und fand keine Worte, um zu antworten.

„Sie hat gelogen!“ sagte Roland in festem Tone.

„Sie hat gelogen!“ wiederholte Marion Lecuyer und zeigte mit dem Finger nach ihr.

Und die Anwesenden wurden lebhaft von dieser neuen Verwicklung ergriffen, welche das vor ihnen aufgeführte Drama erfuhr.

Es erhob sich von einem Ende der Kirche bis zum andern das Gemurmel:

„Sie hat gelogen! sie hat gelogen!“

Marianne zitterte und schluchzte unter ihrem Schleier.

„Und damit ist noch nicht Alles zu Ende,“ nahm Marion das Wort, indem sie einen schmerzlich liebevollen Blick auf ihren Bruder warf, „Ihr werdet Euch wegen des vergossenen Blutes zu verantworten haben, Gabriel und Francisca le Bree!“

„Gedulde Dich, meine Tochter Marion,“ sagte die le Bree leise, „es hat Alles sein Zeit.“

Gabriel blieb ganz ruhig.

In diesem Augenblick wurden Stimmen von der Kirchthür her laut.

„Platz! Platz!“ riefen dieselben; „hier ist Einer, der Euch die Wahrheit sagen wird.“

„Platz!“ fügten andere Stimmen hinzu; „Platz für den Commenthur Malo, der seinen Neffen erkennen wird!“

Es lag in diesen Worten nicht der mindeste Spott.

Die Gegenwart des Commenthur Malo le Madre von

Digitized by Google

Treguern erfüllte sofort mit der Ueberzeugung, daß hier übernatürliche Dinge vorgingen.

Man berechnete nicht mehr die Monate, welche von dem Tode des Vaters bis zu der Geburt des Sohnes verflossen waren.

Seit dem großen Ritter Tanneguy, dessen Grabmal sich dort neben dem Altar so stolz und ernst erhob, war ja die ganze Geschichte des Hauses Treguern ein endloses Gewebe von geheimnißvollen und übernatürlichen Dingen gewesen.

Man öffnete einen Durchgang für den Commenthur Malo, welcher zuvor andächtig auf der ersten Stufe der Kirche niederkniete und dann nach dem Taufstein schritt.

Gabriels Antlitz war endlich bleich geworden, und Wittib le Brec hatte große Mühe, das herausfordernde Lächeln zu bewahren, welches zwischen ihren Runzeln grinste.

Als der Commenthur Malo in der Mitte der Kirche angelangt war, trat er sogleich zu dem vaterlosen Kinde, welches die Hebamme zuerst vorgezeigt hatte.

Er legte die Hände auf dasselbe und betrachtete es lange und aufmerksam.

„Seht! seht!" murmelten die Anwesenden, „der falsche Priester und die Wittib le Brec hatten Fanchette Fery zu einer Lüge gedungen!"

„Der Commenthur Malo läßt sich nicht täuschen," bemerkte der alte Michelan; „er sagte auch an dem Ufer des Sumpfes sogleich: Das ist Treguerns Blut!"

Endlich wandte sich der Commenthur Malo von dem vaterlosen Kinde ab, um das zweite Kind zu betrachten, welches als der Sohn des seligen Grafen Filhol bezeichnet war.

Digitized by Google

Er blickte dieſes nur mit einem verächtlichen Lächeln an; ſein Mund öffnete ſich; man meinte, daß er ſein Urtheil ausſprechen werde.

Aber er beſann ſich eines Andern.

Sein Blick ſchweifte von Gabriel zu der Wittib le Brec, und von dieſer wieder zu Marianne.

Die Falten ſeiner Stirn vertieften ſich unter den langen Büſchen ſeiner grauen Haare.

Er küßte das Crucifix, welches vor ſeiner Bruſt hing.

Seine ganze Haltung deutete darauf, daß er in ein tiefes Nachdenken verſunken ſei.

Seine Lippen bewegten ſich, und nur Roland vernahm, wie er leiſe ſagte:

„Es muß ſo ſein! Auf ſolche Weiſe wird ſich der Name Treguern wieder erheben!"

Gabriel und die le Brec athmeten wieder auf, als wäre ein erdrückendes Gewicht von ihrer beiderſeitigen Bruſt genommen.

Die beiden Kinder wurden getauft, nämlich das, welches keinen Vater hatte, unter dem Namen Stephan, und Filhols Sohn unter dem Namen Tanneguy.

Als die gottesdienſtliche Handlung vorüber war, und die Gemeinde die Kirche verließ, ſah man auf dem Gottesacker vier Gendarmen

Als Roland ebenfalls die Kirche verließ, geführt von dem Sergent Mathurin und ſeiner Schweſter Marion, zeigte der Seminariſt Gabriel, welcher vorangegangen war, auf denſelben und ſagte zu den Gendarmen:

„Der iſt es, welcher das Blut vergoſſen hat!"

Digitized by Google

Wittib le Brec richtete einen herausfordernden Blick auf Marion, welche vor Schreck und Staunen ſtumm geworden war, und wiederholte:

„Der iſt es!“

Die Gendarmen arretirten Roland Montfort im Namen des Geſetzes.

Unter den Bewohnern des Dorfes verbreitete ſich folgendes Gerücht:

Ein Fremder war am vergangenen Abende in jenem Gaſthauſe der Vorſtadt von Redon abgeſtiegen, vor welchem Roland und Mathurin ſich ausgeruht hatten; dieſer Fremde hatte ein mit Gold gefülltes Felleiſen bei ſich, und man hatte ihn während der Nacht in der großen Heide auf dem Wege längs der Rainweiden wieder geſehen. Ein Kampf hatte in der Tiefe der Schlucht ſtattgefunden, von welcher die große Heide begränzt wird, und dieſer Kampf hatte ſchwere und beweiſende Spuren an Rolands Körper zurückgelaſſen.

Der Fremde war verſchwunden, ſo wie auch ſein Felleiſen.

Roland wurde angeklagt, den Fremden gemordet zu haben.

Als aber die Nacht angebrochen war, da machte ſich Gabriel auf den Weg nach Redon.

Er ging zu Fuß und trug eine ſchwere Bürde auf ſeinen Schultern.

Obgleich er in hohem Grade erſchöpft war, als er in Redon anlangte, begab er ſich doch ſogleich zu einem jener unternehmenden Kaufleute, welche ungeachtet des Krieges ihre Geſchäftsverbindungen mit London fortſetzten.

Er zählte auf dem Tiſche dieſes Kaufmanns hunderttau-

Digitized by Google

ſend Franken in Gold auf, und der Kaufmann ſtellte ihm einen Empfangſchein aus, in welchem er noch bemerkte, daß er ſich verpflichtet habe, die erwähnte Summe nach London zu befördern.

Gabriel kaufte ein Stück ſchwarzes Brot für den letzten Kupferſou, welchen er in ſeiner Taſche hatte.

Dann kehrte er, und zwar wiederum zu Fuß, nach dem Dorfe Orlan zurück, begab ſich nach ſeiner Dachkammer und legte ſich zu Bett.

Ende der erſten Abtheilung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zweite Abtheilung.

Die drei Raben.

Digitized by Google

Digitized by Google

1. Der Vampyr.

Die Straßen, welche durch den Wald von Boulogne führen, begannen sich zu beleben.

Kutschen rollten über dieselben dahin, während die Sonne sich gegen den Horizont neigte, und die Hitze des Tages nachließ.

Es war am Tage Mariä Himmelfahrt im Jahre 1820.

Der noch jugendliche Wald hatte kräftige und dichtbelaubte Schüsse in üppigem Ueberfluß getrieben.

Die letzte Hauung des Boulogner Waldes war nämlich gegen alle Regeln des Forstbetriebes unter Leitung der Kosacken-Säbel erfolgt.

Aber die Kosacken waren Gott sei Dank! über die Gränze zurückgezogen, um nimmer wiederzukehren, und der Boulogner Wald barg unter reichem Grün seine geheilten Narben.

Der Schatten fehlte noch etwas, weil die höhern Bäume noch keine Zeit gehabt hatten, kräftige Aeste zu treiben; aber das Grün war ein so frisches, daß man Geduld faßte, und die vornehme pariser Welt wieder ihre Lustfahrten nach dem Walde

Digitized by Google

anſtellte, und wäre das auch nur geſchehen, um denſelben wachſen zu ſehen.

Aber die vornehme pariſer Welt umgibt ihre Wagen, wie jede Göttin, mit einer Wolke, und dieſe Wolke beſteht aus Staub; allenthalben wo die Wagen der vornehmen pariſer Welt vorüberfahren, vertrocknet der Raſen und verwelken die Blätter.

Jetzt gewährt der hübſche Boulogner Wald Schatten, aber ach! was für einen Schatten!

Man ſollte meinen, daß die Wolke der hochadligen Wagen verſenge, gleich dem Samum, und verzehre, gleich jenen aus Heuſchrecken gebildeten Wolken des Orients.

Schon in den erſten Tagen des Auguſt laſſen die Robinien ihre lieblich gefiederten Blätter hängen; die kahlen Birken kümmern an der trocknen Straße; ſelbſt die Eichen, dieſe Athleten des Pflanzenreichs, ſind bis auf die Borke ihrer Stämme krank.

Paris, das eine Hölle für die armen Pferde iſt, zeigt ſich wahrlich nicht als ein Paradies der Bäume.

Die elyſäiſchen Felder, dieſes weite Hoſpital der Ulmen, deren jede jährlich des Wundarztes und drei oder vier häßlicher Pflaſter bedarf, laſſen uns hinreichend das Loos ahnen, welches auch die Bäume des Boulogner Waldes in der Zukunft haben werden.

Die Vesper war in der Kirche des heiligen Thomas von Aquino geſungen; es war die Stunde erſchienen, da die vornehme pariſer Welt durch das Gitter des Maillot-Thores fährt.

Auf dem Wege, welcher von dem Schloß Madrid nach

Digitized by Google

Bagatelle führt, spielten die schräg fallenden Strahlen der Sonne in dem Staubnebel.

Rund herum, in allen benachbarten Alleen, hörte man das Rollen der Kutschen.

Drei Reiter zeigten sich an dem Ende eines Pürschweges.

Es waren drei Elegants, die auf prachtvollen Pferden saßen und selbst in sehr gesuchter Weise gekleidet waren. Sie trugen enganschließende Ueberröcke, deren breite und dick wattirte Klappen bis auf die bauschigen Oberröcke reichten, sehr kurze Beinkleider von Nankin, welche von bindfadendünnen Stegen unter den runden Stiefeln festgehalten wurden, Halsbinden, die mittelst Fischbein in ihrer steifen Haltung erhalten wurden, klappernde Brelocques und Hüte, welche sich nach oben gewaltig erweiterten, während ihre Ränder sich über den Ohren gleich den Schnecken der dorischen Säulen emporrollten.

Im Jahre 1820 trug noch nicht Jedermann eine Brille, und unsere drei Herren hatten sich daher bebrillt, um nicht dem ersten Besten ähnlich zu sehen.

Der Eine von ihnen war dick, der Zweite hager und der Dritte weder dick, noch hager.

Der Dicke nannte sich Baron Brocard; der von mittler Leibesstärke hieß Herr von Champeaux und war aus der Provinz; der Hagere war der Chevalier von Noisy, mit dem Beinamen der Trockne, weil seine körperliche Erscheinung durch die vollständige Abwesenheit allen Fleisches charakterisirt wurde.

In dem Augenblick, als sie den Pürschweg verließen, um

in die Allee einzubiegen, fragte Herr von Champeaux der Mann aus der Provinz:

„Man erzählt sich wohl bei Ihrer famosen Marquise stets Gespenstergeschichten?“

„Es gibt wunderliche Erscheinungen in der Welt,“ antwortete der Chevalier von Noisy mit Nachdruck, „Dinge, über welche man nicht spotten darf.“

„So viel ist wahr,“ versetzte Herr von Champeaux sehr unschuldig, „daß mir meine Tante oft Teufeleien erzählt hat, welche mir eine Gänsehaut verursachten. — Denken Sie sich, als sie noch jung gewesen, ist sie einmal einem weißen Schafbock begegnet —“

Der dicke Baron Brocard schulterte sich lachend.

Er gehörte zu den starken Geistern.

Unsere drei Reiter ritten jetzt neben einander in kurzem Schritt.

Der Chevalier von Noisy hielt in dem Augenblick an, als der Mann aus der Provinz fortfahren wollte, und zeigte nach einem überwachsenen Pfade, welcher in einer leichten Beugung nach der kleinen Fasanerie Madrid führte

„Ich sage Ihnen, daß die Leute dort gar nichts mit andern Menschen gemein haben!“ versetzte er mit leiser Stimme. „Man glaubt, wenn man gesehen hat . . .“

„Sie haben also dort etwas gesehen, Chevalier?“ fragte Champeaux, indem er ebenfalls nach der Mündung des bedeckten Ganges zeigte.

„Die drei Raben aus der Bretagne?“ fragte Baron Brocard lachend.

Digitized by Google

„Oder die Schweſter der Geiſter?“ fragte Herr Champeaux wieder.

Der Chevalier ſchüttelte langſam den Kopf.

„Die drei Raben — die Schweſter der Geiſter —“ wiederholte er; „das ſind mehr oder minder auf Wahrheit begründete Geſchichten. Und ich, meine Herren, glaube an dieſe Geſchichten, weil ich einmal eine Neigung zu ſolchem Glauben habe — Ich habe gar nichts dagegen, wenn Andere minder gläubig ſind, allein wenn ich mit meinen eigenen Augen geſehen habe und beſtätigen kann, daß ich geſehen habe —“

„Chevalier,“ unterbrach ihn Champeaux, „Sie haben noch gar nichts beſtätigt!“

Noiſy lenkte ſein Pferd nach dem bedeckten Wege.

„Erinnern Sie ſich,“ fragte er, indem er unwillkürlich leiſer ſprach, „an jenes junge Mädchen, welches ſo ſchön und die jüngere Schweſter der Marquiſe war? Man nannte ſie Laurence.“

„Sie meinen die, welche Herrn Gabriel von Feuillans heirathen ſollte?“ entgegnete Brocard; „ich entſinne mich.“

„Vergangenes Jahr,“ fuhr dann der Chevalier von Noiſy fort, „kam ich am frühen Morgen hierher, um mich mit Saint-Julien zu meſſen, welcher mich den Trocknen genannt hatte. — Ich hatte die ganze Nacht nicht geſchlafen, aber nicht etwa weil ich Furcht gehabt hätte, ſondern weil man unwillkürlich aufgeregt wird, wenn man bedenkt, daß man einen hoffnungsreichen jungen Mann um eines faden Scherzes willen tödten könne. — Ich war zu früh gekommen, und es war noch nicht hell, als ich allein in den Wald trat. Ich erging mich, um die Zeit zu vertreiben. Als ich an die Stelle kam, wo

Digitized by Google

wir jetzt sind, hörte ich auf dem Pfade dort ein Pferd traben. Die Morgenröthe begann anzubrechen. Bald sah ich aus dem Schatten einen Pferdekopf hervorkommen, dann eine Amazone, deren Antlitz mit einem dichten Schleier bedeckt war. — Ich muß Ihnen gestehen," unterbrach sich hier der Chevalier, „daß ich zum Wahnsinn in die schöne Laurence verliebt gewesen war, und daß ihr so unglücklicher Tod mich auf ein langwieriges Krankenlager geworfen hatte. Als die Amazone an mir vorüber kam, hob sich ihr Schleier, und es war mir, als ob sie mich lächelnd begrüße. Ich sank mitten in der Allee auf die Kniee, denn ich hatte Laurence von Treguern erkannt.

Champeaux und der Baron blickten erstaunt auf.

„Sie war seit länger, als sechs Monden todt," nahm Noisy wieder das Wort, „und ich betrachtete ihre Erscheinung als einen Ruf nach jener Welt. Mit der Ueberzeugung, daß ich bleiben würde, fand ich mich auf dem Kampfplatze ein . . ."

„Aber dennoch ging der arme Saint-Julien an Deiner Stelle in jene Welt," sagte Champeaux. „Man hat von Deinem verteufelten Degenstoße selbst in unserer Provinz gesprochen!"

„Die Erscheinung bleibt dennoch eine Thatsache," entgegnete der Chevalier. „Ich habe weder die drei Raben, wie man sie nennt, noch die Schwester der Geister gesehen, — aber da die Sache die Familie Treguern betrifft, so muß etwas Wahres an derselben sein."

Als er die beiden Ausdrücke: „die drei Raben" und „die Schwester der Geister" gebrauchte, welche für uns noch keinen bestimmten Sinn haben können, die sich aber auf eine gewisse Sage bezogen, welche man in einem der elegantesten Salons

Digitized by Google

von Paris, in dem der Marquise von Castellat, erzählt hatte, so rief Champeaux halb lachend und halb überrascht aus:

„Wahrhaftig! da sind drei Personen aus einer andern Welt, welche wohl die drei Raben sein könnten."

Zu gleicher Zeit stammelte Brocart:

„Ist das nicht die Schwester der Geister?"

Ein junges Mädchen, das mit einem Amazonenkleide von schwarzem Tuch bekleidet war und auf einem prächtigen Pferde von derselben Farbe saß, bog aus dem bedeckten Gange in die Allee, ritt über diese schneller, als ein Pfeil, hinweg, und lenkte in den Pürschweg, den wir unsere drei Gefährten verlassen sahen.

Ein plumper und alterthümlich gebauter Fiaker rollte schwerfällig durch den Staub der Allee; es saßen in ihm drei Männer, deren starre und wahrhaft seltsame Gesichter den Blick des Herrn von Champeaux gefesselt und ihm seinen Ausruf entlockt hatten.

So schnell auch das junge Mädchen vorüber ritt, so hatte es dennoch Zeit gehabt, den drei Männern, welche in dem Fiaker saßen, zuzunicken.

Dann zogen diese die Vorhänge von verschlossener rother Seide zu, und das plumpe Fuhrwerk, welches jetzt einem verschlossenen Kasten glich, setzte seinen mühsamen Weg fort.

Unsere drei Freunde wechselten einen Blick mit einander, und der Chevalier von Noisy sagte in einem Tone, als spräche er mit sich selbst:

„Sie ist es!"

„Wer, sie?" fragten Champeaux und Brocard zu gleicher Zeit.

Digitized by Google

„Ich ſage Ihnen, daß dieſe Menſchen gar nicht wie andere Menſchen ſind!“ rief Noiſy aus, ohne auf die Frage ſeiner Freunde zu antworten.

Dann ſpornte er ſein Pferd an.

Hinter dem Fiaker, welcher einer häßlichen Raupe glich, die ſich unter einen Schwarm lieblicher Schmetterlinge verirrt hat, — denn ſie waren leichter und ſchöner, als Schmetterlinge, jene Kutſchen, welche von ſchönen Pferden in munterm Trabe gezogen, kaum den Boden berührten, ſanft auf ihren Federn ſich wiegten und ſtolz auf die blumengeſchmückten Damen ſchienen, die ſich auf ihren Kiſſen wiegten, — hinter jenem Fiaker alſo kam eine offene elegante Kaleſche, welche auf ihrem Wege eine reiche Ernte von Begrüßungen und lächelnden Blicken einſammelte.

Nur eine Frau ſaß in dieſer Kaleſche.

Sie war in der That ſehr ſchön, ſchien aber bereits über die erſten Gränzen der Jugend hinaus.

Ihre Kutſche hatte an den Schlägen ein wunderliches Wappen, das man ein unheimliches hätte nennen können: ſilberne Thränen auf ſchwarzem Grunde; darüber eine Grafenkrone.

Durfte man nach der Aufmerkſamkeit ſchließen, welche ſie erregte, ſo mußte ſie eine ſehr geachtete Frau ſein.

Ihre Toilette war einfach und zugleich gewählt; ihre blonden Haare, die ſchönſten Haare von der Welt, umgaben ein bleiches Antlitz mit ſtolzen Zügen, die aber etwas welk waren und auf Leiden gedeutet haben würden, wäre nicht der Blick ihrer großen blauen Augen klar und ſorglos, wie der Blick eines jungen Mädchens geweſen.

Digitized by Google

Auf den Kissen lag neben ihr ein Gebetbuch mit guillochirten goldenen Schlössern.

Sie antwortete lächelnd auf die Begrüßungen, welche von allen Seiten an sie gerichtet wurden.

Unsere drei Reiter machten es, wie alle Uebrigen, und verneigten sich tief, während sie vorüberfuhr.

In diesem Augenblick kam eine andere Kutsche von der entgegengesetzten Richtung und bog, als sie an der erstern vorüberfuhr, nach dem tiefern Theile des Straßendammes aus.

Auch in dieser Kutsche saß nur eine Frau, und zwar eine Frau, welche ebenfalls eifrig von Jedermann begrüßt wurde.

Der Name dieser Frau ist schon ein Mal aus unserer Feder geflossen, man nannte sie die Frau Marquise von Castellat.

Ihre Toilette war etwas überladen, obgleich sie nicht ganz die Gränzen des Möglichen überschritt; ihre Körperfülle war etwas bedeutend, ihre Anforderungen schienen das Alter überlebt zu haben, in welchem man die Anforderungen duldet, aber zugleich waren undeutliche Erinnerungen an eine Schönheit geblieben, welche ihre Blüthezeit überstanden und als Frucht eine gewisse selbstsüchtige und kalte Behaglichkeit hinterlassen hatte.

Als die beiden Kutschen sich kreuzten, richtete sich der Blick der schönen Blonden ruhig und kalt auf die Frau Marquise, welche ihre Augen abwandte

Die Frau Marquise that noch mehr: sie liebkoste einen dicken Hund, welcher neben ihr auf den weichen Kissen saß.

„Man sollte meinen, sie suche eine Haltung," bemerkte

Digitized by Google

Baron Brocard, der sehr geneigt war, sich für einen Beobachter zu halten.

„Sie kennen einander also?" fragte Champeaux.

„Die Gräfin Torquati hat, so viel ich weiß, nie einen Fuß in das Hotel Castellat gesetzt," antwortete der Chevalier. „Aber Laurence von Treguern besuchte die Gräfin und es lag in ihren gegenseitigen Beziehungen eine Art von Geheimniß. — Die Schönste der Schönen, Fräulein Olympia von Treguern, machte es wie Laurence; es bestehen zwischen ihr und der Gräfin Torquati innigere Beziehungen, als die Welt meint, und die Marquise wünschen möchte."

„Daher also diese Abneigung und diese Befangenheit?" fragte Brocard.

„Daher und aus andern Gründen," antwortete der Chevalier mit ernster Miene; „aber sehen Sie! der verdammte Fiaker wird ein Unglück veranlassen!"

War es Ungeschicklichkeit von Seiten des Kutschers, oder war es eine Laune der stätischen Pferde — der Fiaker hatte sich quer über die Straße gestellt.

Zu gleicher Zeit war die Kutsche der Marquise gezwungen, zurückzuweichen, und die beiden muthigen Pferde der Gräfin Torquati drangen in scharfem Trabe in den zu engen Raum, welcher zwischen der Kutsche der Marquise und dem Fiaker blieb.

Unsere drei Reiter befanden sich mitten in dem Gedränge.

Von allen Seiten kamen Reiter und Kutschen herbei, so daß in jedem Augenblick die Verlegenheit größer wurde.

Die erschreckte Marquise athmete bereits Riechsalz ein, die schöne Gräfin Torquati aber blieb in halb liegender Haltung

auf den weichen Kissen ihrer Kutsche und schien kaum zu bemerken, was um sie her vorging.

Für einen Augenblick würde ihr ausgereckter Arm bis an den Ellbogen in den Schlag des Fiakers haben hineinreichen können. Die Vorderräder berührten sich, während sich das Pferd des Herrn von Noisy zwischen den Hinterrädern bäumte.

Der röthliche Vorhang des Fiakers wurde ein Wenig gehoben; eine breite Hand legte sich auf die Thür, und der Chevalier hörte im Innern eine Stimme, welche sagte:

„Auf heute Abend!"

Die schöne Gräfin erbebte heftig und richtete zum ersten Mal einen Blick auf den Fiaker. Ihre Augen senkten sich und eine noch tiefere Bläße überzog ihr Antlitz.

„Haben Sie bemerkt?" fragte Chamveaux in dem Augenblick, als die wieder frei gewordene Kalesche über den Sand der Allee dahin rollte. „Die guten Leute da in dem Fiaker sind sehr glücklich. Die schöne Gräfin hat ihnen mit dem Kopfe zugenickt, gleich wie die reizende Amazone, welche über die Straße ritt. — Ich glaube sogar, daß die drei Männer im Fiaker ihr unter ihrem Vorhange hervor ein Compliment zugesandt haben."

„Und ich bin davon überzeugt," versetzte Brocard; „diese Männer sind entweder verkleidete Gesandte oder Fürsten, die incognito reisen. — Noisy muß gehört haben, was sie sagten, denn er war zwischen ihnen und der Gräfin."

Der Chevalier folgte mit nachdenkenden Blicken der Kalesche, welche sich umgeben von einem Staubwirbel entfernte.

„Ich habe nichts gehört," antwortete er.

Die freie Fahrt war wieder hergestellt und die Bewegung

Digitized by Google

hatte auf beiden Seiten der Allee ihren regelmäßigen Verlauf wieder erreicht.

„Guten Tag, Stephan!“ rief Brocard und begrüßte mit der Hand einen schönen jungen Mann, welcher mit auffallender Eleganz das schönste Pferd ritt, welches sich an jenem Tage in dem Walde zeigte.

Er war einer von jenen privilegirten Dandys, welche unsere Moden von ihren unheilbaren Lächerlichkeiten zu heilen verstehen, einer von jenen Glücklichen, welche ihre Jugend so wacker zur Schau tragen, daß die Erfindungen der Schneider derselben nichts von ihrer Anmuth zu rauben vermögen.

Sein Anzug war so ziemlich derselbe, wie derjenige aller andern Fashionables, welche sich auf ihre Sättel gegabelt hatten, allein er schmückte seinen Anzug durch seine eigene Persönlichkeit.

Wenn er in dem launenhaften Galopp seines Pferdes, die blonden Haare im Winde zurückwehend und Augen, wie Lippen, von heiterm Lächeln umspielt, dahin flog, so hätte man meinen sollen, er sei der einzige Edelmann inmitten einer Schaar sonntäglich aufgeputzter Ellenreiter.

Er reichte dem Baron Brocard und dem Chevalier von Noisy den Finger, und begrüßte alsdann Herrn von Champeaux, den er nicht kannte.

„Meine Herren,“ sagte er, „Sie reißen mich aus einer großen Verlegenheit. — Was man nicht zu thun gewohnt ist, das ermüdet — und ich war eben bei der Ausübung des Unmöglichen; ich war in ein tiefes Nachdenken versunken.“

„Sie, Stephan!“ rief Brocard lachend aus.

„Und woran dachten Sie denn, Sie Schoßkind des

Digitized by Google

Glücks?" fragte der Chevalier von Noisy in aufrichtig freundschaftlichem Tone.

Champeaux studirte den Jagdrock und die Weste des jungen Mannes.

„Vor allen Dingen, meine Herren," entgegnete Stephan, „sagen Sie mir, ob Sie bereits das Drama gesehen haben, welches jetzt auf dem neuen Theater der Porte-Saint-Martin unter dem Titel „der Vampyr" an jedem Abende gegeben wird?"

Jedermann hatte bereits den Vampyr gesehen.

Im Jahre 1820 wurden die Theater noch mit jener außerordentlichen Wuth besucht, welche man in unsern Tagen nicht mehr kennt.

Als man Stephans Frage bejahend beantwortet hatte, nahm er eine etwas ernste Miene an, die ihm zum Entzücken stand, und richtete dann einen Seitenblick nach dem Ende der Allee.

Zufällig war das Gedränge in diesem Augenblick minder bedeutend.

Dort, wohin sich Stephans Blicke richteten, war ein weiter leerer Raum; aber in diesem Raum kam ein Mann im Schritt seines Pferdes daher, indem er den Kopf senkte und seine Hand nachlässig auf seinen Schenkel stützte.

Hinter diesem Manne ritt ein schwarzer Bediente, welcher sicherlich, bevor er sein Vaterland verlassen hatte, das häßlichste Mohrengesicht auf der ganzen Küste von Guinea gewesen war.

Stephan reckte seine Hand nach den beiden Reitern aus.

„Ich bitte Sie, aufmerksam meinen sehr berühmten Freund

Digitized by Google

Gabriel von Feuillans und dessen Spiritus familiaris Congo zu betrachten," sagte er in einem halb spöttischen Tone, hinter welchem man jedoch einen ernsten Gedanken zu errathen vermochte.

„Wir betrachten ihn," antwortete Brocard; „und weiter?"

„Finden Sie nicht etwas ganz Außergewöhnliches an ihm?"

„Nichts — außer etwa, daß er seinen schwarzen Rock in einer Weise trägt, wie ihn noch nie Jemand außer ihm in Frankreich getragen hat."

„Es ist wahr," fügte Noisy hinzu, „dieser Gabriel von Feuillans ist ein außergewöhnlicher Mann. — Man sagt, daß er sein Halstuch à la diable binde und zwar, ohne es zu wissen: sehen Sie nur die Schleife, sie ist klassisch! — Man sagt ferner, daß er nie etwas an einem Rocke habe nachbessern lassen, den ihm sein Schneider geliefert hatte. Sehen Sie nur den Schnitt! was für ein strenger Stil! — Brummel, der doch die Sache handwerksmäßig betrieb, war nur ein Schüler gegen ihn!"

Stephan schüttelte sein umlocktes blondes Haupt.

„Meine Herren," sagte er, „weder um seiner Binde, noch um seines Rockes willen bat ich Sie, ihn zu betrachten."

„Und weßwegen denn sonst?"

„Nur, um zu erfahren, ob Sie nicht ebenfalls finden, daß er genau so aussieht, wie der Vampyr auf der Bühne der Porte-Saint-Martin?"

Der Baron Brocard lachte laut auf, und Noisy, den man nie den Trocknen nennen durfte, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, eine Kugel in den Leib zu bekommen, Noisy selbst entrunzelte seine Stirn.

Digitized by Google

„Wenn Sie das nicht finden," fuhr Stephan fort, indem er ebenfalls zu lachen versuchte, „so verliere ich wahrhaftig den Verstand. — Dieser verteufelte Feuillans bringt mit seinem Neger Congo, der häßlicher ist, als die sieben Todsünden zusammen, seit einigen Tagen eine wahrhaft phantastische Wirkung auf mich hervor! — Ich kann nicht umhin, ihn zu lieben. Er zieht mich an, er verführt mich, er bezaubert mich! — Und dennoch ruft mir eine gewisse geheime Stimme in meinem Innern zu: „Hüte Dich!""

„Genau, wie in dem Drama der Vampyr!" bemerkte der Baron Brocard.

Noisy lachte nicht mehr, sondern blickte Stephan mit theilnehmender Neugierde an.

„Sprechen Sie im Ernste?" fragte er.

„Bei meiner Ehre!" antwortete der junge Mann, dessen schöne Züge sich etwas umdüsterten; „ich möchte über die Sache scherzen, aber ich kann es nicht."

Gabriel von Feuillans kam, von seinem Schwarzen gefolgt, langsam näher.

Stephan betrachtete ihn etwa eine Secunde, und Jeder konnte sehen, daß ihn schauderte.

„Meine Gefühle sind stärker, als meine Vernunft," sagte er. „Ich weiß nicht, warum ich ihn liebe, — aber noch weniger weiß ich, woher mir die tolle Idee kommt, daß er mich tödten werde."

„Bah!" begann Brocard und wollte eben einen Gemeinplatz vorbringen.

Aber der Chevalier unterbrach ihn und sagte ganz leise, indem er Stephans Hand drückte:

Digitized by Google

„Ich lache nie über Dinge, die ich nicht begreife! — Warum sollen wir eine Idee als eine thörichte betrachten, weil sie nicht auf die schmale und schwankende Basis paßt, welche wir unsere Vernunft nennen? — Meine Mutter war eine heilige Frau, und sie sagte mir, daß wir unsere Ahnungen als die Stimme Gottes zu betrachten hätten."

Der Baron Brocard, welcher vorhersah, daß dieser mystische Rosenkranz eine unbegränzte Zahl von Korallenperlen enthalten könne, rückte seine Brille auf der Nase zurecht, und begann die Vorübergehenden zu betrachten, indem er eine damals beliebte Melodie pfiff.

Noisy näherte sich Stephan und sagte zu ihm, indem er noch leiser sprach:

„Glauben Sie mir, vermeiden Sie Gabriel von Feuillans. — Und bietet sich Ihnen auf Ihrem Lebenspfade eins jener romanhaften Abenteuer dar, in welche junge Leute von Ihrem Alter nur zu oft verflochten werden, so glauben Sie mir abermals und fliehen Sie es!"

Stephan befand sich in jener geistigen Stimmung, in welcher man gern einen Rath annimmt.

Als er antworten wollte, bemerkte er, wie der Baron Brocard Jemand begrüßte, der die andere Seite des Weges verfolgte.

Er wandte sich unwillkürlich um.

Der Jemand war Niemand, als Gabriel von Feuillans in eigner Person.

Es würde eine schwierige Aufgabe gewesen sein, das Alter des Herrn von Feuillans nach den Zügen seines Antlitzes oder nach seinem Aeußern überhaupt zu bestimmen.

Digitized by Google

Diejenigen, welche nur die elegante Strenge seiner Kleidung bewunderten, zeigten sich in der That sehr karg in ihrem Lobe.

Er war schön; in seiner Haltung lag Adel; er saß mit Anmuth zu Pferde, und konnte man von ihm nicht sagen, daß er ein junger Mann sei, so war das nur aus dem Grunde nicht möglich, weil zu viel feste und ernste Reife auf seiner Stirn zu lesen war.

Um diese Stirn lockten sich blonde Haare, die bereits etwas dünn geworden und von ungemeiner Feinheit waren. Dabei fielen diese Haare etwas länger herab, als es die Mode mit sich brachte.

Seine breiten Schläfe hatten unter der Weiße seiner Haut gleichsam einen bläulichen Widerschein.

Eine vielleicht gekünstelte Gleichgiltigkeit lag in seinem durchdringenden und tiefen Blick.

Ich weiß nicht, ob er wirklich dem Vampyr der Porte-Saint-Martin glich, allein die Vampyre auf der Bühne werfen im Allgemeinen den Mund auf eine boshaft sarkastische Art auf, und die Lippen des Herrn von Feuillans zeigten nur ruhige und reine Linien.

Der Chevalier von Noisy, welcher ihn in diesem Augenblick aufmerksam prüfte, fand dagegen eine andere Aehnlichkeit bei ihm.

Er verglich seine Züge mit denen des schönen jungen Mannes, des Stephan Gontier, welchen er eben erst ein Schoßkind des Glücks genannt hatte, und fand, daß beide zahlreiche und überraschende Aehnlichkeiten mit einander hätten; nur war Herr von Feuillans hagerer, blasser, seine Gesichtsknochen spran-

Digitized by Google

gen stärker hervor, und überhaupt lag in seinen Zügen ein größerer Hochmuth; Stephan dagegen zeigte mehr Anmuth, mehr Harmonie, aber auch zugleich mehr männliche Kraft

Herr von Feuillans ritt ganz dicht an unserer Gruppe vorüber und sagte, indem er die Hand an den Hut legte:

„Ich hoffe das Vergnügen zu haben, die Herren heute Abend bei der Frau Marquise wieder zu sehen."

Brocard und Noisy verneigten sich.

Stephan wandte die Augen ab.

Herr von Feuillans entfernte sich lächelnd, aber ehe er vollkommen vor unsern Freunden vorüber war, kreuzte sein Blick nochmals mit dem des jungen Mannes, der unwillkürlich seine Augen wieder emporgerichtet hatte.

„Auf heute Abend!" sagte Herr von Feuillans zu ihm in einem sanften und fast schmeichelnden Tone.

„Stephan erröthete und antwortete leise:

„Auf heute Abend!"

Herr von Noisy behauptete später, er habe gesehen, wie Congo's dicke Lippen sich geöffnet und die zweifache Reihe seiner Wolfszähne von einem Ende zum andern gezeigt hätten.

Wie dem auch sein mochte, — in dem Augenblick, in welchem Congo, der seinem Herrn folgte, sich unter der Menge verlor, kam ein Knabe mit rosenrothen Wangen, den man für ein verkleidetes Mädchen hätte halten mögen, aus dem Pürschwege, in welchem die Amazone einige Minuten früher verschwunden war, und schritt unerschrocken zwischen den sich kreuzenden Kutschen hindurch, um sich den vier Reitern zu nähern.

Noisy wollte eben Stephan fragen, ob er vielleicht mit Herrn von Feuillans heute Abend besonders zu sprechen habe.

Digitized by Google

Je nach der Antwort wollte alsdann der gute Chevalier eine kleine Predigt halten.

Allein seine Absicht scheiterte, weil in demselben Augenblick der kleine schneeweiße und rosenrothe Knabe vor unsere Reiter hintrat und Stephan ein niedliches Briefchen überreichte.

Stephan nahm das Briefchen hin.

Der Knabe lächelte boshaft, eilte wieder über die Straße hinweg und verlor sich hinter dem Gebüsch des Waldes.

Digitized by Google

2. Die Gräfin Torquati.

Der Baron Brecard — denn er war aus Paris — und Herr von Champeaur — denn er war aus der Provinz — hatten Beide denselben Gedanken und lächelten in derselben Weise.

„Ein Liebes-Abenteuer!" riefen Beide wie mit einem Munde aus.

„Ja, ja," brummte der Chevalier Noisy, „das wird lauter sprechen, als alle Ahnungen, und in solcher Weise beginnen alle bösen Abenteuer!"

Stephan hatte die Farbe geändert, als er das Briefchen durchgesehen hatte.

Freude funkelte aus seinen Augen.

„Verzeihen Sie, meine Herren," sagte er ganz kurz.

Und ohne ein Wort weiter zu sagen, setzte er seinem Pferde beide Sporen in die Seiten.

Das schöne Pferd that einen weiten Sprung; drei Secunden später war der Jüngling in einer Biegung der Allee entschwunden.

„Ach!" rief Champeaur aus; „man muß am Ende Mitleid mit mir haben; ich komme aus meiner Normandie, und

Digitized by Google

die einfachsten Dinge bringen die Wirkung unlöslicher Räthsel auf mich hervor. — Was ist das für ein Mensch, dieser Stephan? — und wer ist der Herr von Feuillans?"

Brocard und Noisy blickten einander an, als hätten sie es sich gegenseitig überlassen wollen, auf diese Doppelfrage zu antworten.

„Was sie auch sein mögen," fuhr indeß Champeaux fort, der noch immer unter der Einwirkung der Bewunderung stand, welche das Aeußere der Beiden bei ihm hervorgerufen hatte, „so viel ist gewiß, daß sie ein ungemein anständiges Aussehen haben."

„Um Ihnen genauer aus einander zu setzen, was für ein Mann Herr von Feuillans ist," sagte der Chevalier von Noisy nach kurzem Schweigen, „würde es einer Sitzung von mehren Stunden bedürfen — und dann würden Sie doch noch nicht wissen, was sich die Welt erzählt. — Im Allgemeinen kann ich Ihnen sagen, daß er ein sehr geachteter Mann ist, der schon jetzt ein bedeutendes Vermögen zu besitzen scheint, aber in Kurzem, wie man versichert, Herr eines kolossalen Reichthums werden wird. — Man weiß nicht gerade, woher er gekommen ist, aber man drängt sich doch hinreichend um ihn. — Sein Name gehört zu denen, über welche man sich den Kopf nicht zerbricht, weil er profanen Ohren wohl klingt, Kundige aber ihn in das Reich der Dichtung verweisen. — Einige müßige Personen haben sich die Mühe genommen, einen Roman zu ersinnen, um das Geheimniß seiner Existenz zu erklären. — Er hat, sagt man, seinen Stern, wie Cäsar und Napoleon. In einem abgelegenen Winkel der Bretagne, in einem bisher unbekannt gebliebenen Bezirk, in welchem es noch Ge-

Digitized by Google

ſpenſter und Kobolde gibt, hat er einen Palaſt erbauen laſſen, auf welchen Feen neidiſch werden könnten. Um dieſen Palaſt herum beſitzt er nicht einen Zollbreit Landes, aber er erwartet nur ſeinen rieſigen Reichthum, welchen ihm ſein Stern bald zuwerfen wird, um alsdann zwanzig Quadratmeilen Land zu kaufen."

„Er iſt alſo ein Narr?" fragte Champeaux, der mit weitgeöffneten Augen zugehört hatte.

„Nichts weniger, als das!"

„So iſt er ein Induſtrie-Ritter?"

„Wiederholen Sie nie dieſes Wort, denn Sie würden von den ſchönſten Händen in Paris geſteinigt werden!"

„In welche Kategorie gehört er denn?" fragte Champeaux verlegen.

„Er war der vertraute Freund des ſeligen Marquis von Caſtellat, welcher ein Freund des Königs war. — Er hätte beinahe Laurence von Treguern geheirathet, welche einer der älteſten Familien Frankreichs angehörte und Hofdame der Dauphine war. — Er wird Olympia von Treguern heirathen, welche durch ihre Schönheit die Königin unſerer pariſer Salons und durch das Teſtament des Herrn von Caſtellat zu einer der reichſten Erbinnen der vornehmen Welt geworden iſt. Das ſind Thatſachen, aber Niemand würde Ihnen mehr ſagen können."

„Und Stephan?" fragte Champeaux, nachdem er einige Zeit nachgedacht hatte.

„Ach, Stephan," rief der Baron Brocard aus, „das iſt eine andere Sache! — Da wir kaum erſt vom Vampyr ſprachen, ſo wollen wir einmal annehmen, Feuillans ſei ſo ein

Digitized by Google

Stück Vampyr — eine Idee, die mir nicht ganz ungefällig ist, da ich einige romanhafte Neigungen habe. Dann ist Stephan jener blonde Jüngling, der schön, wie ein Liebesgott, und mit kindlichem und edlem Charakter begabt, im fünften Acte auftritt, um das Opfer von dem Rande des Abgrundes zurückzuziehen. — Man ermordet ihn auf grausame Weise, man ermordet ihn zwei oder drei Mal, wenn es die Lösung des Knotens so erfordert; aber er lebt stets wieder auf, damit die Tugend am Ende belohnt werde. — Ich sah erst in der Soiree der Marquise, wie sich die Augen der schönen Olympia auf ihn richteten.

„Baron," unterbrach Noisy der Trockne in ernstem Tone den Sprechenden, „ich weiß nicht, woher es kommt, daß aller Geist, den Sie besitzen, heute einen falschen Klang für meine Ohren hat. Es schwebt eine Drohung über diesem jungen Manne. — Ich kann nicht sagen, daß ich das wüßte, aber ich fühle es."

„Nun, Chevalier, um Ihnen zu gefallen, werde ich die Schleusen meines Geistes schließen. So viel steht fest, daß Stephan ein prächtiger Junge ist, den ich so sehr liebe, wie Sie ihn nur lieben können. — Ich beende daher seine Geschichte in wenigen Worten. So viel ich weiß, ist er erst seit wenigen Monden aus der Bretagne nach Paris gekommen. Er brachte das hübsche Gesicht mit, welches Sie gesehen haben, und drei oder vierhundert Louis in seinem Portefeuille. Ein Empfehlungsschreiben, das er bei sich hatte, öffnete ihm den Zutritt in das Hotel der Marquise von Castellat — Ich erinnere mich ganz wohl, wie ich ihn unbeweglich und ganz verlegen in einem Winkel des Salons stehen sah, während er die

Digitized by Google

schöne Olympia betrachtete, wie die Magier die Gestirne des Firmaments anbeten. Eines Abends war die schöne Olympia nicht auf dem Balle der Marquise von Castellat erschienen, wobei ich im Vorübergehen bemerke, daß diese schöne Olympia nicht zu den geringsten Räthseln in dem mit Räthseln erfüllten Hotel Castellat gehört. — Unser Stephan, der seines Sterns beraubt war, näherte sich einem Spieltische. Man spielt in dem Hotel Castellat sehr hoch; Stephan gewann, ohne noch das Spiel zu kennen, eine fabelhafte Summe. Am folgenden Tage verlangten die, welche verloren hatten, Genugthuung, und Stephan gewann zwei Mal so viel, wie er Abends zuvor gewonnen hatte. Dabei müssen Sie bemerken, daß es einstimmig zugestanden wird, daß er der schönste, das heißt der tollkühnste und unvorsichtigste Spieler ist, welcher je die Karten berührt hat. — Auch hat man bemerkt, daß er nur dann spielt, wenn die schöne Olympia verschwunden ist. Seit jenem Genugthuungs-Spiel besitzt er ein reizendes Hotel in den elysäischen Feldern und herrliche Pferde, so wie er überhaupt ein großes Haus macht und den Ruf eines kleinen Romanhelden erlangt hat, weßhalb ihm ein besonderer Platz in unsern eleganten Kreisen eingeräumt ist. — Nun wissen Sie genug!"

Nachdem der Baron Brocard mit diesen letzten Worten seinen Bericht geschlossen hatte, ritten die drei Reiter in kurzem Trabe weiter, indem sie nach rechts und nach links grüßten und den Staub mit vollen Kehlen einathmeten — mit einem Worte: indem sie sich wie ächte Gentlemen ergötzten.

Es ist gewiß, daß Stephan Gontiers Ohren nicht klangen, während man in der mitgetheilten Weise von ihm sprach.

Stephan hatte unsere drei Gefährten so vollkommen ver-

Digitized by Google

gessen, als ob er dieselben seit einem Jahrhundert nicht gesehen habe.

Er galoppirte wie ein Besessener durch die Quer-Alleen, um seine glühende Stirn abzukühlen.

Dabei lachte er und hatte große Mühe, die Ausrufungen der Freude zurückzuhalten, welche aus seiner Brust hervorbrechen wollten.

Noch hielt er in seiner Hand das niedliche Briefchen, welches er mit einem einzigen Blicke überflogen hatte."

In dem Briefchen stand:

„Ich bin zurück. Ich werde heute Abend zu Fuß durch die Bouloy-Straße gehen. Erwarten Sie mich gegen acht Uhr auf dem Brunnenhofe. Ich muß mit Ihnen sprechen.

Unter diesen mit flüchtiger, leichter, köstlicher Hand geschriebenen Zeilen stand der Name Valeria.

Und Stephan galoppirte, indem er das zarte Papier an seine Lippen drückte, indem er lachte und weinte, denn er war ein wahres Kind.

In jeder Minute blickte er nach seiner Uhr. Er hätte den Lauf der Zeit beflügeln mögen.

Da Champeaux einmal im Zuge war mit seinen Fragen, so hätte er, wie uns scheint, auch fragen können, wer denn die hübsche Blonde sei, die einen italienischen Namen führte, und deren Haare ihren goldigen Widerschein gewiß nicht unter Italiens glühender Sonne erlangt hatten.

Es war das ebenfalls ein wissenswerther Gegenstand, und die Gräfin Torquati wog gewiß Herrn von Feuillans oder den kleinen Stephan auf.

Digitized by Google

Ihre Kalesche rollte indeß in der Richtung nach Bagatelle weiter.

Sie erregte allenthalben Aufsehen; überall, wo sie vorüber kam, sah man die Damen mit einander flüstern, und fragte dann irgend ein Mann aus der Provinz, ein zweiter Herr von Champeaux, wer diese schöne Dame sei, so war die Antwort stets dieselbe.

Man sagte zu dem Manne aus der Provinz:

„Es ist die Freundin des Groß-Priors."

„Was für eines Groß-Priors?"

„Des Großpriors von französischer Seite bei dem Orden des heiligen Johann von Jerusalem, den man auf Malta von Neuem errichtet."

Der Müßiggänger riß dann seine Augen weit auf, um zu sehen.

Er bemerkte den einfachen, aber gewählten Anzug der schönen Blonden, die düstern Farben der Equipage, das Trauerwappen an den Schlägen der Kalesche. Er bemerkte, daß die schöne Blonde einen schwarzen Leibgurt um ihr weißes Kleid trug und ein Halsschmuck von Gagath den weißen Sammet ihres Halses hob.

Es machte sich durch die ganze Pracht und Eleganz ihrer Erscheinung der Ausdruck der Trauer bemerklich.

Die Gräfin Torquati schien wenig auf die Aufmerksamkeit zu achten, welche sie erregte; sie ließ sich gehen, überließ sich nachlässig und anmuthvoll den Schwankungen ihrer Kutsche, während ihre Augen halb geschlossen waren und ihre schöne Stirn von tiefen Gedanken umdüstert schien.

In dem Augenblick, als ihre Pferde über den Rundtheil

Digitized by Google

trabten, kam ein Knabe, der schön war, wie ein Mädchen, auf ihre Kutsche zugelaufen, und sagte, während er noch lief:

„Sie wartet auf Sie vor den Gräben der Muette."

Die Gräfin Torquati richtete sich auf ihren Kissen empor, und es leuchtete ein Blitz aus ihren großen blauen Augen.

Mit einem Kopfnicken dankte sie dem Knaben.

„Nach der Muette! — Im Galopp!" rief sie hastig ihrem Kutscher zu.

Die beiden schwarzen Rosse wurden von der Peitsche getroffen und flogen mit der Schnelligkeit des Windes dahin. Der emporgewirbelte Staub bildete ein langes Gewölk über dem Rundtheil, und die Müßiggänger mußten andere Gegenstände für ihre Beobachtungen wählen, denn die Kutsche der Gräfin Torquati erschien nur noch als ein undeutlicher Punkt in der Perspective der Allee.

Man weiß, daß die Laune der pariser Welt stets nur einen kleinen Raum von den zu ihren Vergnügungen bestimmten Orten bevorzugt. In den Tuilerieen ist die Orangen-Allee der Platz, wo sich Alles drängt und stößt, während die prachtvollen Bosquets von keinem Menschen besucht werden. Der Boulogner Wald ist weit größer, als die Tuilerien, und die Mode muß also dort ihre Gränzen noch enger ziehen.

Im Jahre 1820 begränzte die Allee von Longchamps das Reich der Mode.

Niemand verirrte sich nach dem Südwest des Waldes, weil Jedermann wußte, daß man sich dort ungestört und ganz nach seiner Bequemlichkeit ergehen könne.

Auch für die Muette sollte die Zeit der Herrschaft kom-

Digitized by Google

men, aber für den Augenblick war sie so fern von Madrid, wie Pezenas oder Quimper-Corentin.

Wenn die schöne Gräfin Torquati von der Laune ergriffen wurde, sich nach jenen unbesuchten Breiten zu verirren, so konnte die Menge ihr auf diesem Wege nicht folgen.

Schon zehn Minuten später rollte die Kalesche der Gräfin über den Sand einer einsamen Allee.

Die Gräfin hatte den Boulogner Wald nicht verlassen und war doch zwanzig Meilen von Paris entfernt

Sie erblickte durch das lichte Laub der Acazien die reiche Blüthenpracht an den Gräben der Muette.

Ein junges Mädchen, das als Amazone gekleidet war und das wir mit Leichtigkeit wieder erkannt haben würden, ritt im Galopp über den Rasen und bewegte mit der Hand ein Taschentuch.

Es begab sich in ein schattiges Gebüsch links von der Umzäunung der Muette.

Die Gräfin Torquati befahl zu halten und stieg aus ihrer Kalesche.

Der Jäger fragte, ob er der Frau Gräfin folgen sollte.

Es wurde ihm mit einem Nein geantwortet.

Die Frau Gräfin schritt nach den Gräben hin, deren blumenreiche Umgebungen sie einen Augenblick bewunderte, und wandelte dann mit langsamen Schritten über den Rasen, um sich in das Dickicht zu begeben, in welchem das junge Mädchen verschwunden war.

Einen Augenblick später würden wir Beide, die Gräfin und das junge Mädchen, auf dem grünen Grase am Fuße eines großen Baumes wiedergefunden haben.

Digitized by Google

Die Gräfin hatte ſich niedergeſetzt, und das junge Mädchen kniete vor ihr, indem es ſein lächelndes Köpfchen den Küſſen derſelben überließ.

Die Gräfin ſagte mit einer Stimme, welche in Folge ihrer Aufregung zitterte:

„Olympia! Olympia! wie ſehr liebe ich Dich, und wie langſam verſchleichen mir die Stunden, während welcher Du nicht bei mir biſt!“

Die Jungfrau hatte den Schleier zurückgeworfen, welcher ihr Geſicht bisher bedeckte, und zeigte jetzt die ſeltene Schönheit ihrer Züge.

Sie ſchien kaum zwanzig Jahre zu zählen.

Sie hatte braune Haare, und der dunkle Azur ihrer Augen erſchien ſchwarz, wenn ihre zur Hälfte geſchloſſenen Lider die langen Franzen ihrer Wimpern ſenkten.

Sie war bleich und vielleicht ein Wenig ernſter, als man gewöhnlich in ihrem Alter iſt; aber durch die Melancholie erkannte man deutlich, daß die Freude und Luſt der Jugend in ihr nicht geſtorben war; man errieth vielmehr ſchnell ihre lebendige Kraft, und es ſchien, als würde der geringſte Anſtoß die Blitze entflammen, welche hinter der reizenden Wehmuth ihrer Blicke ſchlummerten.

Sie drückte beide Hände der Gräfin an ihre Lippen.

„Blicke mich an! — damit ich ſehe, wie ſchön Du biſt!“ ſagte die Gräfin mit Thränen in den Augen; „Gott hat nicht gewollt, daß ich die Mutterfreuden genieße, obſchon ich nur in meinen Kindern lebe!“

„Wenn Du ihn ſäheſt,“ entgegnete das junge Mädchen,

Digitized by Google

welches sich überglücklich den Liebkosungen der Gräfin überließ, „so würdest Du den Himmel nicht anklagen!“

„Es ist wahr! Du hast ihn gesehen! — O, erzähle mir schnell — ist er schön?“

„Er sieht aus, wie Du.“

„Ist er gut?“

„Er gleicht Dir, sowohl hinsichtlich des Gesichts, wie hinsichtlich des Herzens. — Er ist gut, einfach, offen. — Er ist tapfer, wie ein Löwe, wenn er den Feind vor sich sieht, aber während der Nacht erfüllte ihn das Rauschen meines Kleides mit Angst. — Sein Geist ist in seiner Kindheit zu sehr mit abergläubischen Schrecknissen erfüllt! — Er hat so oft die heisere Stimme der Geister gehört!“

„Wird er kräftig genug sein, um den Namen seines Vaters zu führen?“ fragte die Gräfin, deren Blick unruhig wurde.

Olympia lächelte.

„Heute ist er nur ein armer Bauernknabe,“ antwortete sie, „aber morgen wird er ein Ritter sein, wenn Sie wollen.“

Die Gräfin richtete sich empor und legte ihre beiden Hände auf die Schultern des jungen Mädchens, um demselben in die Augen zu blicken.

„Aber Du sprichst von ihm, als wäre kein Zweifel mehr möglich, als wäre jeder Irrthum unmöglich,“ versetzte sie. „Bist Du dessen gewiß, was Du weißt?“

„Ich bin dessen gewiß,“ antwortete Olympia und senkte die Augen.

„Und der Andere?“ fragte die Gräfin.

Digitized by Google

Eine rosige Färbung ergoß sich über Olympia's reizende Wangen.

„Der Andere ist schön," entgegnete sie halblaut; „der Andere ist gut und edel. — Du hast mir befohlen, meine Mutter, ohne alle Bedenken den Befehlen des Großpriors zu gehorchen, und ich habe gethan, wie Du befohlen hast, — aber wenn der Großprior mir befehlen würde, Stephans Feindin zu sein, dann, meine Mutter, würde ich ihm nicht gehorchen."

Die Blicke der Gräfin und die des jungen Mädchens begegneten einander; das junge Mädchen aber schlug seine Augen nicht nieder, sondern es leuchtete aus denselben eine sanfte, aber unbezähmbare Festigkeit.

Ein Wort wollte sich auf die Lippen der Gräfin Torquati drängen.

Allein sie sprach dieses Wort nicht aus.

„Olympia!" begann sie, um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, „sie sind alle Drei in Paris."

„Ich habe sie gesehen, meine Mutter."

„In dem Fiaker?"

„In dem Fiaker."

„Waren sie zu gleicher Zeit mit Dir dort?"

„Ja. Dann reisten sie nach Deutschland und zwar zunächst nach Cöln."

„Und was thatest Du während der Zeit, in welcher ich Dich nicht gesehen habe?"

„Ich gehorchte. — Bei meiner Ankunft fand ich, wie man mir gemeldet hatte, den Commenthur Malo, der mich auf der Heide erwartete. Er führte mich zu einer alten Frau, welche Marion Lecuyer hieß. Als ich ihr meinen Namen nannte,

Digitized by Google

küßte sie weinend meine Hände. Aber ihr Gedächtniß, welches durch Leiden gelitten hatte, vermochte mit ihrem guten Willen nicht Schritt zu halten, und ich konnte weiter nichts von ihr erfahren, als daß sie in ihrem Leben die große Ehre gehabt habe, die Taufmutter eines Treguern zu werden. Während ich mit ihr sprach, sagte mir der Commenthur in das Ohr: „Beeile Dich, denn Du wirst sie nur ein Mal sehen, — der Schleier ist da!"

„Der Schleier!" wiederholte die Gräfin, während sie von einem Schauder ergriffen wurde; „und die alte Frau starb, nicht wahr?"

„Sie starb, ehe noch die Nacht vorüber war."

Die Gräfin fuhr mit der Hand über ihre Stirn.

„Marion Lecuyer," sagte sie dann halblaut, „war die Schwester eines Mannes, der uns sehr lieb hatte."

„Roland Montfort!" sagte Olympia.

Die Gräfin sah ihre Tochter erstaunt an.

„Ich wußte nicht, daß ich je mit Dir über ihn gesprochen hatte," sagte sie.

„Dieser Roland Montfort," fuhr Olympia fort, die sich unwillkürlich ihren Gedanken zu überlassen schien, „wurde eines in der Nacht des 15. August 1800 begangenen Mordes beschuldigt. — Ich suche ihn, und wenn er noch in dieser Welt ist, so werde ich ihn auch finden."

„Allein er war unschuldig!" rief die Gräfin aus, welche sich hinsichtlich des Sinnes jener Worte täuschte.

„War er nicht mehr als unschuldig?" fragte das junge Mädchen leise. „Edle Geschlechter sind dankbar und ich meine,

Digitized by Google

daß Sie sich dessen erinnern, was Roland Montfort für das Haus Treguern gethan hat."

Die Gräfin schwieg einen Augenblick und antwortete dann, indem sie die Augen niederschlug.

„Ich erinnere mich dessen sehr wohl, meine Tochter."

„O meine liebe Mutter," rief Olympia aus, indem sie die Hand der Gräfin mit Küssen bedeckte, „Du bist so gut, und das ist es eben, was mich bei dem Lebensloos, das mir beschieden ist, tröstet. — Ja, ich weiß, daß Du gut und fromm bist, — daß Du Dich zwischen mich und das Böse stellen würdest. — Allein hast Du nicht eine Binde vor den Augen? Kennst Du die Pläne der Menschen, deren Händen Du mich als ein gefügiges Werkzeug übergeben hast?"

Die Stirn der Gräfin hatte sich umwölkt

„Die Wege Gottes sind verborgen, Kind," sagte sie. „Es gibt Menschen, welche von der Vorsehung beauftragt sind, die Urtheilssprüche ihrer Gerechtigkeit zu vollziehen."

Olympia schüttelte den Kopf.

„Als Roland Montfort des Mordes angeklagt war," sagte sie, „da fand sich ein junger Advocat, der ihn edelsinnig vertheidigte, als Jedermann ihn verließ. Dieser Advocat ist seitdem alt geworden, aber er erinnert sich noch, daß er sich damals zugeschworen hatte, noch vor seinem Tode jene räthselhafte Sache aufzuklären."

„Ha!" rief die Gräfin lebhaft aus, „hüte Dich, Olympia, armes Kind! — Du bist ebenfalls neugierig — Du möchtest ebenfalls das Geheimniß durchschauen und den Schleier lüften."

„Es ist wahr, ich möchte das wohl," antwortete Olympia.

Digitized by Google

„Und um dieses Ziel zu erreichen, meine Tochter, würdest Du diejenigen zu Deinen Verbündeten machen, welche die Feinde Derer sind, denen Du Liebe und Achtung schuldest?"

„Herr Prirat," sagte Olympia, anstatt zu antworten, „haßt nur die Lüge und das Verbrechen."

„Du hast also auch mit ihm gesprochen?"

„Ja, meine Mutter."

„Du hast wirklich mit ihm gesprochen?"

„Oft und lange."

„Hüte Dich!" wiederholte die Gräfin, welche noch bleicher geworden war; „die Worte treffen bisweilen eben so tödtlich, wie die Degen, und wer weiß, wen Deine Worte treffen könnten!"

Man hätte meinen sollen, Olympia wollte im Innersten des Herzens ihrer Mutter lesen.

„Ist der Großprior mein Vater?" fragte sie plötzlich.

„Nein," antwortete die Gräfin, nachdem sie kurze Zeit geschwiegen hatte.

Dann fuhr sie fort, indem sie ihren Kopf auf ihre Hände stützte:

„Das Kind, welches seine Mutter ernstlich liebt, kann solche Zweifel nicht hegen."

Olympia warf sich weinend an ihren Hals.

Während einiger Minuten wurden nur Thränen und Schmeicheleien verschwendet. Dann fragte die Gräfin wieder:

„Und das Taufregister?"

„Ich bin bei Nacht in der Kirche von Orlan gewesen," antwortete Olympia; „ich durchblätterte das Taufregister, fand

Digitized by Google

aber das Blatt, auf welchem die am 16. Auguſt 1800 Getauften ſtehen ſollten, herausgeriſſen."

Die Gräfin kreuzte ihre Arme auf der Bruſt.

„Auf der Mairie," fuhr Olympia fort, „iſt am 16. Auguſt nur eine einzige Geburt eingetragen, nämlich die des Stephan Maria Gabriel Gontier. Es iſt dabei angegeben, daß Vater und Mutter unbekannt ſeien."

Die Gräfin verrieth ihre Ungeduld.

„Was kümmert uns der!" rief ſie aus. „Daß ein Blatt aus dem Taufregiſter geriſſen ſei, hatte man mir ſchon früher geſagt. — Wittib le Brec muß jetzt ſehr alt ſein, — mit den Jahren kommt bisweilen die Reue. — Wenn Du ſie befragt hätteſt?"

„Ich habe Wittib le Brec befragt. Aber dieſe wird nie Reue fühlen, denn ſie glaubt nicht an Gott. — Allein ich klage nicht die Wittib le Brec an, meine Mutter. — Es war in jener Zeit in dem Pfarrhauſe von Orlan ein Mann —"

„Gabriel!" unterbrach ſie die Gräfin.

„Gabriel!" wiederholte Olympia, indem ein Blitz aus ihren Augen leuchtete. „Gabriel, der von Ihren Freunden auf eine geheimnißvolle Weiſe begünſtigt wird, — Gabriel, aus deſſen Wege man alle Hinderniſſe hinweggeräumt hat — Gabriel — Herr von Feuillans! — Vielleicht wird man mich ſogar nächſtens auffordern, demſelben meine Hand und mein Herz zu geben!"

Die Gräfin legte ihre ſchöne Hand auf Olympia's Mund und brachte ſie dadurch zum Schweigen.

„Immer widerſpenſtig!" ſagte ſie, indem ſie zu lächeln verſuchte. „Willſt Du denn nichts thun, um den Ruhm Dei-

Digitized by Google

ner Vorfahren wieder aufblühen zu ſehen? Kannſt Du Deine Augen nicht ſchließen und Dich von Denen leiten laſſen, welche Dich lieben? — Ich werde nie vergeſſen, Olympia, daß Du eben erſt zu mir ſagteſt: „Wenn man mir befähle, Stephans Feindin zu werden, ſo würde ich ungehorſam ſein.“ — Aber wenn man nun hinzuſetzte, meine Tochter: „Du mußt zwiſchen dieſem Stephan und Deinem Bruder wählen!“

„Warum wählen? Sie kennen einander und lieben ſich von ganzem Herzen.“

„Antworte: wenn man das zu Dir ſagte?“

„Ich würde antworten: ich will nicht wählen.“

„Du würdeſt das dem Großprior antworten?“

„Gewiß, Mutter.“

„Und wenn nun ich es zu Dir ſagte; was würdeſt Du mir antworten?“

Olympia öffnete ihre Lippen ein Wenig, antwortete aber nicht.

Ihr reizendes Köpfchen neigte ſich und verbarg ſich an dem Buſen ihrer Mutter.

„Nun?“ fragte dieſe, indem ſie ſchwermüthig mit den braunen Locken ſpielte, welche über die Stirn des jungen Mädchens hinabfielen.

„Wenn Du mir gebötеſt, zu ſterben,“ ſtammelte Olympia, „ſo würde ich Dich um einen letzten Kuß bitten und ſterben.“

Die Gräfin dachte:

„Sie liebt ihn!“

„Plötzlich richtete ſich Olympia raſch empor.

„Es iſt ſchon ſpät,“ ſagte ſie, „und ich muß mich anklei-

Digitized by Google

den, um bei der Marquise auf dem Balle zu erscheinen. — Hast Du sonst keine Fragen mehr an mich zu richten, meine Mutter?"

„Nein," antwortete die Gräfin, „ich weiß Alles! — Auf Wiedersehen, Olympia, liebe mich und denke an mich!"

Olympia reichte ihre Stirn ihrer Mutter zum Kusse, und während die Gräfin einen langen Kuß auf dieselbe drückte, sagte sie zu ihr:

„Wenn Du keine Frage mehr an mich zu richten hast, so habe ich Dir dagegen noch etwas mitzutheilen. — Mutter, bereite Dich auf das größte Glück vor, denn derjenige, welchen Du am Meisten in der Welt liebst, ist in Deiner Nähe."

„Der, welchen ich am Meisten in der Welt liebe," wiederholte die Gräfin Tanneguy aufgeregt und mit zitternder Stimme, „mein Sohn! — mein geliebter Tanneguy!"

„In wenigen Stunden wirst Du ihn sehen, meine Mutter!"

„Olympia entwand sich den zitternden Armen ihrer Mutter, und wenige Secunden später galoppirte sie auf ihrem Pferde in der Richtung nach Paris.

Die Dienerschaft der Gräfin Torquati wechselte fragende Blicke unter einander, als sie ihre Herrin bleich und zitternd nach der Kutsche zurückkehren sah.

Was Olympia betraf, so würden wir dieselbe eine Viertelstunde später in einem allerliebsten kleinen Boudoir wieder gefunden haben, während ein junges Mädchen von neckischem und schelmischem Aussehen mit gewandten Fingern den Spenzer ihrer Amazone aufknöpfte.

Dieses hübsche Mädchen glich Zug für Zug dem Knaben, welcher das niedliche Briefchen an Stephan abgegeben und die

Digitized by Google

Gräfin Torquati nach den Gräben der Muette beſtellt hatte.

Der Spenzer und der Amazonenrock fielen; ein Kleid von dunkler Farbe umſchloß Olympia's ſchönen Leib.

Sie hatte gewiß nicht die Wahrheit geſagt, wenn ſie vorgab, daß ſie ſich zum Ball ankleiden müſſe.

Sie ſetzte nur einen mit einem Schleier verſehenen Hut auf ihre dunkeln Locken.

„Bevette," ſagte ſie dann, „in einer Stunde werde ich zurück ſein. Halte Alles bereit: meine Blumen, mein Kleid und meine Juwelen; wir werden nur eine Viertelſtunde zu meiner Toilette haben."

Bevette ſchüttelte lächelnd ihr ſchelmiſches Köpfchen.

Olympia ging durch eine kleine Thür, welche nach einer engen und dunkeln Treppe führte, ſchritt dann durch einen ſchönen Garten, welcher würdig geweſen wäre, den Palaſt eines Fürſten zu umgeben, und befand ſich bald ganz allein unter den Bäumen der elyſäiſchen Felder, unter denen bereits abendliches Dunkel eingetreten war.

Digitized by Google

3. Tanneguy in Paris.

Eine kleine und ärmlich aussehende Postkutsche fuhr auf den Posthof in Paris.

Drei Pferde, welche von Schweiß trieften und vollkommen grau von Staub waren, zogen dieselbe.

Diese Postkutsche war in zwei Abtheilungen geschieden, in ein Inneres und ein Cabriolet.

Der Tag neigte sich bereits, aber man war im Monat August, und auch der Abend war noch schwül.

Während die drei Pferde halbtodt über das zerfahrene Pflaster des Posthofes keuchten, stieg der Schaffner von dem unbequemen Sitze, den er unter einer Verlängerung des Verdecks inne gehabt hatte, und sprang fluchend auf das Steinpflaster.

„Zwei Mal umgeworfen!" sagte er zu den Schirr- und Wagenmeistern, welche sich der Postkutsche näherten. „Diesen alten Karren mag der Teufel holen. Er hat ausgedient! Lieber will ich mein Brot auf den Straßen betteln, als mich noch ein Mal dahinein setzen!"

Digitized by Google

In der That hatte diese hohe und schmale Postkutsche ein sehr verdächtiges Aussehen.

Die Postillone spannten die Pferde ab; die Thür des Coupé's und die des innern Wagenraumes wurden zu gleicher Zeit geöffnet.

Aus der Thür des Coupé's stieg ein Mann, dessen Tracht gewissermaßen an die der Brüder Vier-Arm, wie man in der Bretagne die Ignoranten-Mönche nennt, erinnerte.

Er hatte ein langes, bleiches und trauriges Gesicht; der Schaffner empfand eine Art Schrecken bei seinem Anblick.

„Und wenn man dazu noch solche Köpfe geladen hat —!" brummte er.

Allein er sprach nicht weiter: ein Livreebedienter eilte auf den Reisenden zu, um ihn in Empfang zu nehmen.

„Guten Abend, Herr Commenthur," sagte er mit einem Diensteifer, der auf gleichen Antheilen Achtung und Furcht zu beruhen schien. „Die Frau Marquise hat mich hierher gesandt, um Sie zu erwarten. — Haben Sie Gepäck?"

Derjenige, welchen man Commenthur nannte, und der den Gesandten der Frau Marquise ziemlich kalt empfangen hatte, zeigte mit dem Finger nach drei großen Kisten, welche eben von den Wagenmeistern auf den Hof niedergelassen wurden.

„Ich weiß nicht, ob wir das in die Kutsche bringen können," wandte der Bediente ein.

„Der Herr hat mehr Gepäck, als ich!" sagte eine jugendliche und heitere Stimme in der Thür, welche zu dem innern Raume des Postwagens führte.

Diese Stimme gehörte einem großen jungen Manne an, welcher außerordentlich schön gewachsen war und den Staub

Digitized by Google

von seiner Reisemütze abschüttelte, während er die freie Luft in langen Zügen einathmete.

Seine Blicke fielen auf den Commenthur, und er blieb mit weit geöffnetem Munde stehen.

„Ha!“ dachte er, während sein Angesicht plötzlich den Ausdruck heiterer Laune verlor, „sollen mich denn diese Geister-Erscheinungen bis an das Ende der Welt verfolgen?“

Er wandte sich nach dem Innern der Postkutsche, wo eben eine flötende und feine Stimme sagte:

„Es ist doch lächerlich! Einen so hohen Tritt an einer Postkutsche anzubringen! — Reichen Sie mir doch gefälligst die Hand, Herr Tanneguy.“

Herr Tanneguy — das war eben unser großer Bursche, der ganz frisch von seinem Dorfe anlangte, wo er, wie man vermuthen muß, einige unheimliche Erscheinungen gehabt hatte.

Wer die scharftönende Stimme gehört hätte, die sich aus dem Innern des Wagens hatte vernehmen lassen, würde sicherlich der Meinung gewesen sein, daß sie von einem alten Weibe ausgehe.

Allein das wäre eine Täuschung hinsichtlich des Geschlechts und des Alters gewesen.

Eine kleine trockne Hand reichte aus dem Innern, um sich auf Tanneguy's schöne und kräftige Hand zu stützen.

Dann sah man eine spitze Mütze von kastanienbraunem Tuch.

Unter der Mütze befand sich ein faustdickes, knochiges, eckiges, über alles Maß gefärbtes Gesicht, welches zu derjenigen Art der Gesichter gehörte, die von dem Witz mit dem Namen Nußknacker getauft sind.

(Schwester der Geister. II.)

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Der kleine Mann, welcher der Eigenthümer dieses Gesichts war, stieg mit größter Behutsamkeit die zwei Stufen des Trittes hinab und schüttelte sich dann auf eine ziemlich ausgelassene Weise, als er das Pflaster erreicht hatte.

Die Postbeamten betrachteten ihn, wie sie den vermeinten Ignoranten-Bruder betrachtet hatten, und sicherlich hatte der kleine Mann ein noch weit phantastischeres Aussehen, als der ernste und hagere Commenthur.

Es leuchtete allgemein ein, daß das zweimalige Umfallen des Postwagens eine sehr natürliche Sache gewesen sei: ein Mal wegen des Mannes in dem schwarzen Mönchsrock, und dann wegen dieses lebendigen Hampelmannes, dessen Nußknackergesicht unter dem großen Schirm seiner spitzen Kappe grinste.

Eine eigenthümliche Erscheinung war es, daß der hohe Herr von klösterlichem Aussehen, welcher von den Bedienten der Marquise mit einer Kutsche erwartet wurde, zuerst die spitze Mütze begrüßte, und daß die spitze Mütze, welcher man auf eine Stunde Weges den Notariats-Schreiber aus der Provinz anzusehen glaubte, bloß mit einem würdevollen, fast gönnerhaften Nicken dankte.

„Kennen Sie den Herrn?" fragte Tanneguy den Nußknacker ganz leise.

„Ja," antwortete der kleine Mann. „Ich kenne so gewissermaßen die halbe Welt. — Aber Sie wissen, daß ich die vielen Fragen nicht liebe."

Und dennoch wollte sich eben eine neue Frage auf Tanneguy's Lippen drängen.

Aber er war einer von jenen braven Burschen, welche

Digitized by Google

einer ganzen Armee dreist entgegen gehen und dabei blöde sind, wie junge Mädchen.

Tanneguy wagte daher seine Frage nicht.

„In der That ist der Posthof noch gewissermaßen die Provinz," dachte er. „Bin ich erst von hier hinweg, so werden auch alle Teufeleien hundert Meilen von mir fern bleiben! — Die erleuchteten und belebten Nächte von Paris können keine Aehnlichkeit mit den melancholischen Nächten unserer Heiden haben, wo so viele Geister durch den Nebel schwärmen. — In acht Tagen werde ich den Thränenthurm, das blutige Loch und jenes alte Gewölbe vergessen haben, in welchem ich beinahe den Verstand verloren hätte. — Ich werde mich nur noch an meine himmlische Erscheinung erinnern!"

„Gedenken Sie hier zu schlafen?" kreischte ihm die Stimme des kleinen Mannes zu, die ihn plötzlich aus seinen Gedanken erweckte.

Denn der große Tanneguy verlor sich gar schnell in das Reich der Träume.

Als er sich umblickte, erschaute er neben seinem Reisegefährten eine neue Person, von der er auf den ersten Anblick meinte, daß sie die Arme über der Brust gekreuzt habe.

Nachdem er aber genauer den Unbekannten angeschaut hatte, erkannte er, daß dieser Mann in der That gar keine Arme habe.

An den verstümmelten Schultern desselben war mit Hilfe von Riemen ein Tragreff befestigt.

Tanneguy konnte sich nicht erinnern, je in seinem Leben ein mürrischeres Gesicht gesehen zu haben.

Digitized by Google

Die Züge des armlosen Mannes schienen wie aus einem Granitblock gehauen.

„Ha!“ machte Tanneguy, „Sie wurden also ebenfalls erwartet? — Nur mich erwartet Niemand“

Der Commenthur ging, während ihm ein Bedienter der Marquise und drei Postgehilfen folgten, die seine großen Kisten trugen.

Ein vierter Postgehilfe stand neben der spitzen Mütze und belud sich mit der Reisetasche derselben.

„Haben Sie Gepäck, mein Herr?“ wandte sich ein fünfter Beamter an Tanneguy.

Dieser nahm sein leichtes Bündel auf seinen Stock, und der Beamte kehrte ihm verächtlich den Rücken.

„Helfen Sie mir,“ sagte die spitze Mütze ohne Umstände, indem sie mit der einen Hand auf ihre Reisetasche und mit der andern auf den Mann ohne Arme zeigte; „wir wollen meinen Packesel beladen.“

Tanneguy zog seine Brauen zusammen, denn der Scherz schien ihm zu grausam.

Der Mann ohne Arme blieb jedoch vollkommen ruhig bei demselben.

Tanneguy hob die Reisetasche allein auf und legte sie auf das Reff.

Der Mann ohne Arme ging sogleich fort.

„Warte!“ sagte der kleine Reisende im Tone eines militairischen Befehles zu ihm.

Der Verstümmelte blieb auf der Stelle stehen.

Der kleine Mann benutzte diesen Augenblick der Zögerung, um unserm jungen Manne die Hand zu reichen.

Digitized by Google

„Mein junger Kamerad," sagte er, „kümmern Sie sich nicht um dieses wackere Maulthier: es würde noch ganz andere Dinge ertragen. Seine Arme sind nicht mehr vorhanden, sein Kopf ist ihm ein Wenig davongelaufen, aber sein Rumpf ist noch dauerhaft. — Ach so! ich wollte Ihnen eine gute Nacht wünschen. — Ich habe unterwegs nur einen Fehler bei Ihnen erkannt, nämlich den, daß sie zuviel fragen. — Sehen Sie, auf solche Weise erfährt man gar nichts, weil es einmal in der menschlichen Natur liegt, seinem Nächsten nicht zu Willen zu sein."

„Sie hätten mir also wohl den Namen jenes jungen Mädchens genannt, wenn ich Sie nicht nach demselben gefragt hätte?" fragte Tanneguy in kindlich unschuldiger Weise.

„Vielleicht!" entgegnete der kleine Mann mit einer etwas spöttischen Betonung.

Tanneguy faltete seine Hände und richtete einen so beredten und flehenden Blick auf den kleinen Mann, daß dieser, um nicht schwach zu werden, seine Augen nach einer andern Seite wandte und den Schirm seiner Giebelmütze tiefer in die Augen drückte.

Der Verstümmelte nahm das für einen Befehl und that einen Schritt vorwärts.

„Warte!" befahl abermals der kleine Mann.

Er richtete einen festen und durchdringenden Blick auf Tanneguy.

Unser junge Bretone glaubte in diesem Blicke gleichsam den Ausdruck eines Kummers oder einer Reue zu lesen.

„Hören Sie!" rief er in seiner leidenschaftlichen Wißbe-

Digitized by Google

gierde aus, „ich werde Sie bis zu Ihrer Wohnung begleiten, wenn Sie —"

„Das ist Ihr Weg nicht, Freund," unterbrach ihn die spitze Mütze.

„Wissen Sie denn, wohin ich gehe?" fragte Tanneguy erstaunt.

„Es ist weit von meiner Wohnung bis zur Wittwen-Allee," versetzte der kleine Mann, indem er hinter seinen Brillengläsern lächelte.

Denn wir haben vergessen, zu bemerken, daß er eine Brille trug, deren Gläser rund und von der Größe der Zweithaler-Stücke waren.

Tanneguy wich einen Schritt zurück, wie er es in den übelberüchtigten Heiden seines Vaterlandes gethan haben würde, wenn er daselbst im Mondenscheine den struppigen Kopf einer Hexe vor sich hätte emportauchen gesehen.

Das Lächeln des kleinen Mannes verlor seinen spöttischen Ausdruck.

„Haben Sie Herrn Stephan schon lange gekannt?" fragte er.

„Aber, mein Gott!" rief Tanneguy im Tone des Entsetzens aus, „habe ich Ihnen denn schon gesagt, daß ich Herrn Stephan kenne?"

Bei diesem zwei Mal ausgesprochenen Namen öffnete der Verstümmelte seine Augen weit und athmete mühsam auf.

Der kleine Mann antwortete indeß auf Tanneguy's Frage nicht, sondern sagte mit langsamer und ernster Stimme:

„Er liebte Sie hinreichend, um sein Versprechen zu erfüllen. — Allein wer von uns kann sagen, daß die gegenwärtige

Digitized by Google

Stunde ihm gehöre? — Stephan war schön, Stephan war stark, Stephan war reich —"

Der Mann ohne Arme schien jetzt zu verstehen; bei jedem Worte des kleinen Mannes nickte er zum Zeichen der Billigung ernst mit dem Kopfe.

„Sie sprechen von ihm, als wenn er todt wäre!" stammelte unser Bretone und erbleichte.

„Todt!" wiederholte der Verstümmelte, wie ein Echo.

„Schweig!" gebot der kleine Mann.

Dann fuhr er fort, ohne auf die Aufregung zu achten, die er veranlaßt hatte:

„Wittib le Brec hat Ihnen etwas Schriftliches mitgegeben, — heben Sie dieses Schriftliche sorgfältig auf."

Ungeachtet des gewaltigen Staunens, in welches Tanneguy versetzt war, für den jedes Wort seines Reisegefährten ein neues Räthsel bildete, bemerkte er doch, wie der kleine Mann einen schnellen Blick nach dem andern Ende des Hofes warf.

Er folgte diesem Blicke und unterdrückte nur mit Mühe einen lauten Ausruf.

Er hatte, aber nur während eines unmerklichen Augenblicks, ein elegantes und schön gewachsenes junges Mädchen gesehen.

Und diesen Wuchs kannte er oder glaubte ihn zu kennen, und würde sich auch seiner kräftigen Fäuste, wie ein echter Dorfritter, was er denn auch war, gegen jeden bedient haben, welcher die Behauptung hätte wagen wollen, daß dieser Wuchs kein göttlicher, kein wunderschöner und nicht der vollkommenste sei, den man in diesem Weltall anbeten könne.

Das junge Mädchen war um die Ecke der Thorfahrt ge-

Digitized by Google

bogen und auf der Straße verschwunden, ohne daß Tanneguy sein Gesicht hätte sehen können.

„Sie ist es!" sagte er und ergriff seinen Reisegefährten beim Arme.

Dieser schulterte sich.

„Ich sage Ihnen, daß Sie dem jungen Mädchen einen Wink gegeben haben, der auf ein Einverständniß schließen läßt!" sagte der Bretone in einem fast drohenden Tone.

„Sind Sie etwa eifersüchtig auf mich?" fragte der kleine Mann und hob seine Mütze, als hätte er die bizarre Häßlichkeit seines Gesichts besser sehen lassen wollen.

Tanneguy hatte ihn bis an die Thorfahrt mit sich gezogen und blickte forschend die Straße entlang.

Die Schattengestalten der Straßengänger bewegten sich auf beiden Fußwegen, aber ein göttlicher Wuchs war nirgends zu erblicken.

Der Verstümmelte war ihnen Schritt für Schritt gefolgt.

Er trat bis mitten in die Straße, um noch weiter sehen zu können.

Eine eigenthümliche Aufregung war an die Stelle der frühern Leidenschaftslosigkeit seiner Züge getreten.

„Valeria!" sagte er ganz leise mit zärtlicher und sanfter Stimme.

„Valeria!" wiederholte unser Bretone triumphirend.

Der Verstümmelte blickte ihn an und schlug seine Augen nieder.

Der kleine Mann stellte sich zwischen Beide.

Er schüttelte Tanneguy's Arm.

Digitized by Google

„Valeria," brummte er, „nun gut! Sie wissen jetzt ihren Namen! Möge Ihnen das von recht großem Vortheil sein!"

Dann fügte er in einem schneidenden Tone hinzu:

„In Paris findet man selten, was man sucht, aber oft findet man, was man nicht sucht. — Ehe noch lange Zeit vergeht, werden Sie sich an das erinnern, was ich Ihnen jetzt gesagt habe, mein Freund!"

Der Bretone hörte nichts mehr.

Valeria! Valeria!

Dieser Name füllte seinen Kopf und sein Herz.

„Und jetzt, da Sie mich nun nichts mehr fragen," nahm der Kleine mit der spitzen Mütze wieder das Wort und richtete sich auf seine Zehen empor, um besser gehört zu werden, „will ich Ihnen auch etwas sagen. — Ich heiße Prirat! Merken Sie sich meinen Namen wohl! Ich bin Advocat ohne Prozesse. Ich bewohne das siebenstöckige Haus in der Dionysiusstraße, welches gerade dem Kinderbrunnen gegenüber steht. Ueber der Erkerwohnung ist ein Taubenschlag: Erkerwohnung und Taubenschlag gehören mir. — Bedürfen Sie eines Rathes, und das wird bald der Fall sein, so besuchen Sie mich, mein Freund. Man sieht meinen Taubenschlag schon aus der Ferne. Uebrigens werden wir einander vielleicht früher wiedersehen, als wir Beide denken."

Er drückte Tanneguys Hand leicht und trieb alsdann seinen Packesel, wie er den Mann ohne Arme nannte, an, indem er ihm zurief:

„Vorwärts!"

Digitized by Google

Tanneguy blieb mit offenem Munde und auf seinen Stock gestützt stehen.

Einen Augenblick stand er im Begriff, seinem Reisegefährten nachzueilen, aber dieser war schon um die Ecke einer Straße verschwunden, und Tanneguy dachte:

„Es würde vergebens sein, wenn ich ihn auch von heute bis morgen fragen wollte, denn er würde mir doch nichts sagen!"

„Tanneguy kannte die Welt noch sehr wenig und machte auf den Titel eines Beobachters auch nicht den mindesten Anspruch; aber dennoch hatte er während der Reise den Charakter seines Gefährten schätzen gelernt.

Er hatte ihn als halsstarrig, willkürlich, widerspruchssüchtig, bisweilen als einen guten Teufel und vor allen Dingen als einen originellen Menschen, als einen von Natur und aus Absicht originellen Menschen kennen gelernt.

Bis zu seinem zwanzigsten Jahre hatte Tanneguy den gespaltenen und von Epheu bewachsenen Thurm des Schlosses le Brec nicht aus den Augen verloren.

Unter dem Schlosse le Brec verstand man, wie wir bereits wissen, die Meierei der Wittib le Brec mit ihrem kleinen Wäldchen alter Bäume und ihrem Zaun von Palissaden, die spitz waren, wie spanische Reiter.

Dieser Tanneguy war ein Sohn der großen Heide, der Alles mit seinen eigenen Augen anschaute und nicht durch die armseligen Reminiscenzen der Lectüre, diese häßliche, trübe, verschliffene Brille, welche wir Alle mehr oder weniger auf der Nase tragen.

Digitized by Google

Tanneguy hatte in der Gesellschaft des Herrn Prirat ein kindliches Staunen, aber auch eine Art von Furcht gefühlt.

Es lag eigentlich in Tanneguy's Leben kein Geheimniß, aber um sein Leben drängten sich die Geheimnisse. Seit das Alter der Vernunft ihm die Augen geöffnet hatte, waren die erschreckenden oder auch nur unerklärlichen Dinge nicht mehr zu zählen gewesen, welche ihn stets aus der wirklichen Welt hinauszudrängen und sein ganzes Leben zu einer Trugerscheinung zu machen schienen.

Wenn man den schönen Tanneguy mit seinen buschigen schwarzen Haaren, seinen dunkelblauen Augen, aus denen so viel Milde und auch so viel Feuer strahlte, nur ansah, so fühlte man sich gleich überzeugt, daß er ein braver junger Mann sei.

Und in der That fürchtete Tanneguy keine lebende Seele, mochte er einen Stock oder einen Degen in der Hand haben.

Aber wenn eben dieser Tanneguy des Nachts allein war, dann trat ihm oft der kalte Schweiß vor die Stirn und seine bleichen Lippen zitterten wider seinen Willen, wenn er sich an das erinnerte, was er beim Mondenscheine in der Heide von Orlan gesehen hatte.

Herr Prirat mit seinen runden Brillengläsern und seiner spitzen Mütze hatte nichts an sich, was auf eine übernatürliche Erscheinung gedeutet hätte, und dennoch hatte Tanneguy ein Zittern gefühlt, als er ihn anblickte, gleich als hätte dieser Mann den ganzen Apparat des amerikanischen Aberglaubens in die nach Paris fahrende Postkutsche mitgebracht.

Herr Prirat hatte nicht ein einziges Wort gesagt, welches näher oder entfernter auf die Dinge einer andern Welt hinge-

Digitized by Google

deutet hätte, und dennoch hatte Tanneguy's Bruſt jenen Druck gefühlt, welchen vordem die bleichen Strahlen des Mondes bei ihm veranlaßten, wenn ſie durch die Spalten des Thränenthurmes fielen.

Es war halbwegs zwiſchen der Bretagne und Paris geweſen, als der kleine Mann mit der ſpitzen Mütze im Innern der Poſtkutſche Platz genommen hatte.

Tanneguy kannte ihn nicht, aber jene unbeſtimmten Schreckniſſe ſeiner Kindheit, welchen er entfloh, und die er in einer neuen Atmoſphäre zu vergeſſen ſuchte, kehrten auf ein Mal zu ihm zurück und ließen einen Schauder über ſeine Haut laufen.

Dieſer Unbekannte war gleichſam ſein an Geſpenſtern reiches Vaterland, welches ihm auf den Nacken ſprang.

Er hörte die Klagen des Windes auf der Heide, er ſah den Geiſterreigen um die Pflanz-Steine ſich drehen, und die Aenger von Treguern, welche plötzlich mit ihren Kopfweiden vor ſeinen Augen auftauchten, zeigten ihm die ſchwarzen Männer, deren Schritten er einſtmals im Dunkeln gefolgt war und unter deren Schritten ſich die Erde zu öffnen geſchienen hatte.

Warum das? Weil an der wiedergeſchloſſenen Thür der Poſtkutſche ſich ein junges Mädchen gezeigt hatte.

Unter den ſchrecklichen Viſionen, welche Tanneguy's Gedächtniß umdüſterten, war auch eine ſtrahlende und liebe Viſion aufgetaucht.

Das junge Mädchen zeigte ſich nur einen Augenblick; aber das Herz unſers Bretonen ſchlug, als hätte es ihm die Bruſt zerſprengen wollen.

Dieſe reizende Erſcheinung, welche für ihn noch keinen

Digitized by Google

Namen hatte, wurde von den Bauern des Dorfes Orlan die Schwester der Geister genannt.

Das junge Mädchen reichte seine bleiche Hand dem kleinen Manne und sagte nur zwei Worte, aber der Zufall hatte diese beiden Worte mit Flammenschrift in Tanneguy's Gedächtniß eingegraben.

Diese beiden Worte riefen in ihm eine ganze Welt von Schrecknissen hervor.

Und doch waren das nur sehr einfache Worte gewesen.

Das junge Mädchen hatte gesagt, indem es die Hand des Herrn Prirat berührte:

„Funfzehnter August!"

Das begab sich einige Stunden von der Stadt Laval.

Zu jener Zeit hatte man zwei lange Tage nöthig, um von Laval nach Paris zu gelangen.

Während dieser achtundvierzig Stunden hatte Tanneguy vergebens seinen Geist gemartert, er hatte weder den räthselhaften Sinn jenes Datums zu errathen vermocht, noch den Grund, weßhalb es mitgetheilt wurde.

Jetzt war der Name des jungen Mädchens zufällig den Lippen des armen Menschen entflohen, der keine Arme mehr hatte, den Herr Prirat seinen Packesel und seinen Maulesel nannte, — aber das Datum? das Datum?

Tanneguy blieb wohl drei Minuten vor dem Thore des Posthofes stehen, indem er fortwährend nach der Ecke der Straße schaute, in welcher Herr Prirat verschwunden war.

Nach diesen drei Minuten stieß ein Pariser gegen ihn, ein fein gekleideter Pariser.

Digitized by Google

Tanneguy erwachte aus seinen Träumereien und bat aufrichtig um Verzeihung.

Der Pariser wischte in auffälliger Weise seinen Aermel ab, als wäre durch die Berührung mit unserm jungen Manne sein Oberrock beschmutzt; als der Pariser dann sah, daß man über diese Beleidigung nicht böse wurde, bekam er kriegerische Gelüste und machte irgend eine ungeschickte Bewegung, indem er dabei das Wort Bauerbengel aussprach.

Und meiner Seel'! Tanneguy wurde auch dieses Mal nicht böse, sondern warf den Pariser einfach in die Gosse.

Dann ging er mit ausgelassener Freude die Boulovstraße entlang.

Das Eis war geschmolzen; er hatte seinen Einzug in Paris gehalten.

An der Ecke der Montesquieu-Straße begann er schon seinen Stock um seinen Kopf zu schwingen, und vor dem Brunnenhofe stimmte er, wenn ich nicht sehr irre, das famose bretonische Lied an:

Jedoch nach diesem da kommt auch noch was!
Ei ja doch, ihr meint wohl, ich sagte euch das?
Juchhei!
Der Hund auf dem Hofe der machte haubau,
Da schlug ich den Rücken ihm braun und auch blau,
Juweih!

Nun war er in Paris zu Hause, und die Bewunderung des Palais-Royal machte ihm herzliche Freude.

Dieses Mal waren die Nebel der Bretagne vollständig entschwunden.

Digitized by Google

Wie hätte er auch noch schwermüthige Gedanken behalten sollen, während ihn solch blendender Lichtschein umfloß, der so viel Gold, Juwelen, Blumen und Lust erleuchtete.

„O!“ rief er aus, indem er sich verwundert umschaute, „ich habe viele Lichter während der Mitternachtmesse in der Kirche von Orlan gesehen, — aber wahrlich! hier gibt es mehr, als noch ein Mal so viele Lichter! — Juchhei! — das fängt schön an! das gefällt mir!“

Und er warf seinen Hut in die Luft, ohne sich um die Pflastertreter zu kümmern, welche ihn betrachteten, und verlor sich dann in das dichteste Gedränge, welches die Galerieen erfüllte.

Digitized by Google

4. Funfzehnter August. — Wittwenallee.

Die plauderſüchtige und vergnügungsluſtige Menge wogte in dem Garten und durch die offenen Galerieen.

Damals blühte das Palais-Royal, dieſes gewaltige Laboratorium, in welchem die Habſucht das pariſer Laſter weißglühend machte, um Gold aus demſelben zu ziehen.

Es war nicht eben nöthig, aus den Heidegegenden des Morbihan zu kommen, wie unſer Tanneguy, um von dem Anblick dieſes Tempels leichtſinniger Wolluſt und ſchamloſen Rauſches geblendet zu werden.

Das Palais-Royal war ein Wunder, das ſeines Gleichen in dieſer Welt nicht hatte.

Die fünf Theile der Welt ſtillten ihren Durſt mit den Giften dieſer unerſchöpflichen, unverſieglichen Quelle.

In unſern Tagen, da das Palais-Royal ſelig verſchieden iſt und die Langeweile über ihm ſchwebt, wie über einem Aſphalt-See, — in unſern Tagen fühlt man ſich geneigt, die glänzende Epopöe von den Orgien des Palais-Royal in das Bereich der Märchen zu verweiſen; wir ſchrecken ſprachlos zu-

Digitized by Google

rück, wenn man uns die Schamlosigkeiten erzählt, welche dort ihren Sitz hatten.

Aber unter jenen eingeschlafenen Kreuzgängen, unter denen sich der Provinziale ergeht, indem er die duftigen Gerüche der Mahlzeiten zu vier Groschen einsaugt, begegnet man noch dann und wann einem alten Vaudevillisten, einem Invaliden aus den Kriegen des Palais-Royal, aus dessen stumpfsinnigen und zu gleicher Zeit stechenden Blicken gleichsam ein Widerschein jener bestialischen Freuden leuchtet.

Und weiter hin, unter jenem Peristil, unter welches die Strahlen der Sonne nie dringen, besitzt mancher Freund der Vergangenheit eine heimliche Sammlung von Kupferstichen. — In den frühern guten Tagen verkaufte man diese Kupferstiche am hellen Tage.

Tanneguy, der mit lächelnden Blicken und halbgeöffnetem Munde sich durch das Gedränge einen Weg bahnte, sah jedoch nur die jungen Mädchen mit glänzendem Schmuck, welche unter den erleuchteten Bäumen lachten und sangen.

Seine Unwissenheit verbarg ihm die häßliche Rückseite der Münze; er ging hin und wieder, bewunderte Alles aus aufrichtigem Herzen und ahnte nirgends etwas Böses.

Tanneguy war etwa zwanzig Jahr.

Er wußte nicht recht, ob die alte Besitzerin des Chateau le Brec, diese trockne und starre Frau mit der Nonnen-Mütze, seine Großmutter sei oder nicht.

In dem Dorfe Orlan nannten ihn die guten Bauern bald Tanneguy le Brec, bald den kleinen Herrn.

Warum dieser letztere Name, wenn er nur der Sohn einer Landwirthin war?

Digitized by Google

Indeß hatte er sich nicht besonders den Kopf deßhalb zerbrochen; noch weniger hatte er die Bewohner des Dorfes mit Fragen gequält, denn diese wußten eben nicht mehr als er.

Wittib le Brec war übrigens keine Landwirthin, wie es deren zu Dutzenden gibt; sie trug Bauerntracht, aber von seidenem Stoff oder von feinem Merino.

Auch war Tanneguy nie in derselben Weise bekleidet gewesen, wie die Gespielen seiner Kindheit.

In dem Palais-Royal, in welchem so zahllose Sieger mit Breloques einherschritten, die Hände in die Taschen der Nankinhosen geschoben, die Haare frisirt und die Schnauzbärte fein gedreht, — da konnte Tanneguy freilich nicht als ein Fashionable betrachtet werden; allein das war auch um so empfehlender für ihn.

Er trug weite Beinkleider von ungebleichter Leinwand über Gamaschen von gleichem Stoff; ein kurzer Sammetrock umschloß seinen schön gebauten, aber bereits kräftigen Körper; ein wollenes Band hielt cravatenartig den umgeschlagenen Kragen seines weißen Hemdes zusammen. Seine Kopfbedeckung bestand in einem breiten Strohhute, der etwas schief auf die dichten Locken seiner Haare gesetzt war.

Aber sicherlich wog diese Tracht, in welcher sich Tanneguy zeigte, die Toilette der Herren auf, unter deren Westen dicke Uhrgehänge hervorschauten

Der größte Spiegel im Schlosse le Brec war nicht über einen halben Quadratfuß groß gewesen.

Tanneguy blieb vor einem der Spiegel stehen, welche die Vorderseite des Café Valois schmückten, und fühlte eine kind-

Digitized by Google

liche Freude, indem er sich mit einem Male von oben bis unten besehen konnte.

Er fand, daß er einen guten Wuchs besitze, so wie auch ein kräftiges Aussehen habe, und eine kleine Regung des Stolzes hob sein Haupt, indem er zum ersten Male die Worte auf sich bezog, welche er wiederholt seit zehn Minuten gehört hatte:

„Sieh einmal, meine Liebe, was für ein schöner junger Mann!"

Ohne den freundlichen Spiegel, welcher ihn so plötzlich mit sich selbst bekannt gemacht hatte, würde er nimmer jenen zu schmeichelhaften Ausruf auf sich bezogen haben.

Aber kaum hatte er denselben auf sich bezogen, als auch seine Bescheidenheit plötzlich erwachte, und er in kindlicher Verlegenheit nicht mehr in den Spiegel, der ihn so schön machte, zu schauen, noch auch die mit Perlen und Diamanten bedeckten Damen anzublicken wagte, welche die Güte hatten, ihn zu bewundern.

Er dachte:

„Was würden sie nicht erst sagen, wenn sie meinen Freund Stephan sähen!"

Mit niedergeschlagenen Augen und nachdenkend setzte er seinen Weg fort.

Der Name Stephan gab seinen Träumen eine ganz andere Richtung.

Seine süßeste und liebste Erinnerung war mit demselben erweckt.

Wenn Tanneguy seinen Blick nach seiner traurigen und von unheimlichen Schrecknissen erfüllten Kindheit zurückwandte,

Digitized by Google

so begegnete er keinen lächelnden Erinnerungen außer zwei rosigen, von blonden Locken umwallten Gesichtern: dem offenen und freundlichen Antlitz Stephans, der ihm eines Tags ein Lebewohl gesagt hatte, indem er ihn seinen Bruder nannte, und den sanften Zügen Marcella's.

Ach! Marcella!

Tanneguy fühlte eine drückende Last auf seinem Herzen, wenn er an das arme Kind dachte.

Marcella hatte bei seiner Abreise ihm in das Ohr geflüstert:

„Wenn Du mich liebtest, Tanneguy, so würdest Du Dich nicht so weit von mir entfernen!"

Und Tanneguy hatte sie mit Thränen in den Augen umarmt, aber er hatte sie allein auf dem Wege zurückgelassen.

Tanneguy hatte damals das Nachtschönchen unter den Weiden des Angers von Treguern, die weiße Schwester der Geister, bereits gesehen.

Arme kleine Marcella!

Stephan war dagegen eine reine und frohe Erinnerung, der sich keine Gewissenspein, keine Schwermuth beimischte.

Stephan war gleich Tanneguy eine Waise, die weder Vater, noch Mutter hatte.

Er war in Wilhelm Fery's Mühle erzogen.

Jedermann im Dorfe liebte ihn.

Eine gewisse geheimnißvolle Anziehungskraft zieht alle die, welche allein in der Welt stehen, nach Paris.

Stephan erhielt bisweilen ein Wenig Geld von unbekannter Hand, und eines schönen Morgens reiste er nach Paris ab.

Digitized by Google

„Wenn ich mein Glück mache," sagte er zu seinem Bruder Tanneguy, „so sollst Du ebenfalls reich werden!"

Einige Wochen später erhielt Tanneguy einen Brief von Stephan, und in diesem Briefe standen nur die folgenden Worte:

„Ich bin reich! Komm zu mir: ich will mein Glück nicht allein genießen!"

Und siehe, als Tanneguy diesen Brief erhielt, da war er eben beschäftigt, sein kleines Bündel zu schnüren und das Schloß le Bree zu verlassen, weil ihm, ich weiß nicht was für eine Narrheit in den Sinn gekommen war.

Alle, welche in Frühjahrsnächten eine Reise durch Sumpfgegenden gemacht haben, wissen recht wohl, daß die Irrwische Seelen der Verstorbenen sind.

Man mag noch so vernünftig, noch so kaltblütig sein, so muß man dennoch laufen und dem Irrlicht folgen, wenn man dasselbe von fern zwischen den langen schwertähnlichen Blättern der Irislilien erblickt.

Man will widerstreben, aber der Geist zieht uns mit unwiderstehlicher Kraft an sich.

Man erinnert sich, das der Fluß nahe ist und der Boden unter den Füßen schwinden wird, man erinnert sich, daß bereits so Mancher den falschen Irrlichtern folgte und sein Grab unter den Schwerteln fand —

Und dennoch verläßt man den gebahnten Pfad, und setzt die Füße in das feuchte Gras und läuft — und läuft!

Tanneguy packte sein Bündel, um ebenfalls einem Leuchtmännchen zu folgen, welches die jungen Seelen irre führt.

Tanneguy hatte die Schwester der Geister gesehen, eine

Digitized by Google

Engelsgestalt, aber bleich und wehmüthig, wie eine schöne Nacht der Liebe.

Mehr als ein Mal hatten ihn die Strahlen des Mondes unter den buschigen Weiden, welche den nach der Pfarre führenden Weg beschatten, ein weißes Gewand erblicken lassen, das eine luftige Gestalt umschloß, die im Windeshauche dahin zu schweben schien.

Und dann war das Dorf Orlan für Tanneguy zu einer Einöde geworden, weil die himmlische Erscheinung mit einem Male verschwunden war.

Und Tanneguy, der arme Junge, schnürte sein Bündel, um in die Welt hineinzuziehen, wie die Ritter des Mittelalters, wenn sie ihr schönes Liebchen suchten.

Wittib le Brec hatte zu ihm gesagt:

„Wenn Du bleiben willst, so bleib; wenn Du gehen willst, so gehe!"

Seit den zwanzig Jahren seines Lebens hatte Tanneguy nie das starre Antlitz der alten Landwirthin lächeln gesehen.

Dieses Antlitz hatte eine graue und braune Färbung, und jede Falte desselben schien aus einem Schieferblock gemeißelt.

Man behauptete, daß die Wittib le Brec mindestens achtzig Jahre alt sein müsse.

Tanneguy hatte nie einen Beweis der Liebe von ihr erhalten.

Er nannte sie Mutter und fühlte dennoch, wenn er sein Herz befragte, keine kindlichen Gefühle gegen sie.

Und dennoch war er so gut, so jung, so feurig in der Liebe.

Als die Stunde der Abreise erschienen war, und die Knechte

Digitized by Google

und Arbeiter des Ackerhofes zusammenkamen, um Tanneguy ein Lebewohl zu sagen, wies die Wittib le Brec dieselben mit harten Worten hinweg.

Als Marcella weinte, drohete Wittib le Brec ihr mit dem Stocke.

„Warum liebt Ihr denn den da?" fragte sie. „Wer von Euch wird weinen, wenn ich gestorben bin?"

Sie sprach manchmal dergleichen wunderliche Worte.

Man ließ sie mit Tanneguy allein.

Sie legte ihm zwei Goldstücke in die Hand und übergab ihm einen Brief, welcher an die Frau Marquise von Castellat, wohnhaft in der Wittwenallee in Paris, adressirt war.

„Wenn Du zurückkommst, so werde ich Dich vielleicht nicht aus dem Hause weisen," sagte sie dabei und zeigte nach der Thür; „allein wenn Du nicht wiederkommst, so ist es desto besser."

Das war Alles.

Tanneguy ging, indem er sein kleines Bündelchen an seinem Stocke trug

Er wandte sich nur ein Mal zurück, als er die Mitte der Heide erreicht hatte, um noch einen Abschied von dem alten Thurme zu nehmen, der die ungleich hohen Spitzen seiner Zinnen über die großen Weiden hinwegreckte.

Sein Herz wurde beengt; Thränen traten ihm in die Augen und er sandte noch aus der Ferne einen Kuß zurück, der für Marcella bestimmt war

Dann ging er mit entschlossenen Schritten weiter und begrüßte gleichsam eine unbekannte Zukunft.

Leb wohl, Marcella!

Digitized by Google

Sein Herz rief ihm zu:

„Du bist auf ihrer Spur, Du wirst sie wiederfinden, jene Andere — den Irrwisch —"

Seit vier Tagen war er bereits von dem Schlosse le Brec entfernt, und die Abenteuer schienen sich auf seinem Wege zu drängen; sein Stern hatte ihm bereits zwei Mal diejenige gezeigt, welche er suchte, das Nachtschönchen, welches von den Bauern in Orlan die Schwester der Geister genannt wurde.

Sie war in Paris!

Mochte immerhin Paris eine sehr große Stadt sein, so fühlte Tanneguy dennoch keine Wehmuth der Trennung mehr, denn eine innere Stimme sagte ihm, daß das schöne junge Mädchen und er eine gleiche Bestimmung hätten, und daß das Schicksal selbst sie Beide zusammenführen werde.

Unter diesen Gedanken war Tanneguy an dem Ende des Gartens angelangt und befand sich vor den Arcaden Montpensier.

Er hörte eine Stimme, welche ihn aus seinen Träumen aufrüttelte.

Diese Stimme hatte gesagt:

„Sehen Sie! — Da ist er!"

Tanneguy stieß einen Laut der Freude aus und sah um sich, denn er war überzeugt, daß er Stephans Stimme gehört habe.

Er suchte vor sich und hinter sich, er suchte zur Rechten und zur Linken, aber sah nur fremde Gesichter.

Drei von diesen Gesichtern waren regungslos unter der Arcade gruppirt, die sich ihm gerade gegenüber befand, und schienen ihn mit Aufmerksamkeit zu betrachten.

Digitized by Google

Tanneguy sah dieselben im Gegenlicht und konnte ihre Züge nicht unterscheiden, weil das hinter den Dreien befindliche Licht seine Augen blendete.

Und dennoch rieselte ein Schauder durch seine Adern.

„Die drei Raben!“ murmelte er. „Kamen sie denn meinetwegen nach dem Thränenthurme?“

Einen Augenblick hatte er von der Arcade hinweg gesehen, deren Wölbung die Silhouette der drei Unbekannten umfaßte.

Als er die Augen wieder nach derselben wandte, waren die Unbekannten verschwunden.

Tanneguy eilte nach der Galerie, denn er schämte sich des Schrecks, welcher noch einen kalten Schauder in seinen Adern zurückgelassen hatte.

Abergläubische Angst ist an einem Orte, wie das Palais Royal, wo Alles hell erleuchtet und von Menschen erfüllt ist, ganz falsch angebracht.

Tanneguy erwartete, hinter den Pfeilern der Arcade die drei Männer zu finden, welche sich noch nicht weit entfernt haben konnten; er wußte zwar nicht recht, was er thun oder was er zu ihnen sagen wollte, allein die Gelegenheit war zu günstig, als daß er sie hätte entschlüpfen lassen dürfen.

Es könnte fast scheinen, als verlören die Gespenster der Bretagne, wenn sie nach Paris reisen; ihre Macht nicht, nach Belieben unter die Erde zu schlüpfen.

Tanneguy erblickte in der ganzen Galerie nur geputzte Damen, galante Ritter und rothwangige Männer aus der Provinz, welche verzollte Abenteuer aufsuchten.

Digitized by Google

Schon war Tanneguy unwillig auf seine Phantasie und glaubte geträumt zu haben.

In diesem Falle mußte wohl der Traum fortdauern, denn in dem Augenblick, als er sich bereits schulterte und sich selbst bemitleidete, vermochte er ganz deutlich die drei Silben seines Namens mit seinen leiblichen Ohren zu vernehmen.

Er blieb stehen, als hätte eine eiserne Hand ihn beim Kragen ergriffen.

Die Vorübergehenden mochten sich wohl wundern, den schönen jungen Mann regungslos, mit starren Augen, bleichen Wangen und den Kopf zwischen die Schultern gezogen, als befürchtete er eine Ohrfeige, mitten in der Galerie stehen zu sehen.

Tanneguy war einst bei Nacht von Malestroit zurückgekommen.

Ziemlich in der Mitte zwischen Malestroit und Schloß le Brec führt der Weg über eine mit Bäumen bepflanzte Wiese, welche nach dem Namen der ehemaligen Herren des Landes der Anger von Treguern genannt wird.

Dort geht es um, und Tanneguy bemerkte auch zwischen den Weiden die drei Raben des Thränenthurmes.

Er mußte, um nach der Meierei zu gelangen, an der Stelle vorüber, an welcher sie standen.

Als Tanneguy sich ihnen zitternd näherte, da verschwanden die drei Raben mit einem Male unter dem Grase, und in demselben Augenblick rief ihn eine sanfte Stimme bei seinem Namen.

Der Anger von Treguern reicht bis an den Fluß hinab.

Digitized by Google

Tanneguy wandte sich um und erblickte an dem Ufer des Wassers eine weiße Gestalt, welche niedergekniet war.

Er hatte schon zu wiederholten Malen von der Schwester der Geister sprechen gehört.

Der zwischen zwei Wolken hindurch schwebende Mond sandte einen Strahl nach der Stirn des jungen Mädchens, und Tanneguy fühlte, daß ihm sein Herz entfloh.

Heute, wie damals, in dem von Menschen erfüllten Palais Royal, wie auf dem einsamen Anger, hatten sich die drei Raben gezeigt, um nach ihrer Art wieder zu verschwinden, und Tanneguy hatte mit seinen Ohren seinen Namen von derselben sanften Stimme aussprechen gehört.

Die Schwester der Geister war da, Tanneguy wußte es, und als er jetzt sein Haupt wandte, geschah das mit der festen Ueberzeugung, daß er ihre himmlische Erscheinung erblicken werde.

Er täuschte sich nicht durchaus; dennoch muß man gestehen, daß die Visionen in der Hauptstadt der civilisirten Welt etwas von ihrem Werthe verlieren.

Anstatt der weißen und durchsichtigen Undine, welche Tanneguy in der fernen Bretagne am Ufer des Flusses angebetet hatte, sah er einen Strohhut, unter welchem die schönen braunen Locken hervorquollen, und eine schwarze Mantille barg zur Hälfte den Körper der Sylphide, deren Gesicht vollkommen hinter den Seitentheilen des Hutes verschwand.

Sie reichte ihren Arm einem jungen Manne von hohem Wuchs, welcher einen feinen und allerliebsten, von schönen blonden Haaren umwallten Kopf hatte.

Digitized by Google

„Stephan! — Stephan!“ rief Tanneguy, indem er seine Arme nach den Beiden ausbreitete.

Das junge Paar war in einen jener engen Durchgänge getreten, welche von der Galerie Montpensier nach der Straße Montpensier führen.

Tanneguy eilte wie ein Wahnsinniger nach, denn ein neues Gefühl war in seiner Seele erwacht.

Er hatte die Eifersucht kennen gelernt.

Schon war das junge Paar aus dem Durchgange getreten, aber Tanneguy konnte noch, wie ein Echo, die letzten bei dem Einbiegen in die Straße gesprochenen Worte vernehmen.

Und diese Worte waren:

„Funfzehnter August. — Wittwenallee.“

Die Straße Montpensier ist nur durch eine Reihe von Laden von dem Palais Royal geschieden, daher auch ihr Schicksal mit dem des letztern genau verbunden ist.

In unsern Tagen ist sie ein ausgetrockneter Graben, in welchem man nicht einmal Koth mehr findet.

Zu jenen Zeiten war sie eine Kloake: man fand dort, wie in den Galerieen Sammet, Seide und Breloques; aber der Sammet war verschossen, die Seide abgetragen, und die Breloques hatten bereits eine Wanderung nach Brest oder Toulon gemacht.

Tanneguy war nicht hier, um Sittenstudien anzustellen; er durchlief den Graben, erstieg mit drei Sprüngen die Treppe der Richelieu-Straße und gelangte auf dem Bankett derselben gerade rechtzeitig an, um eine festverschlossene elegante Kutsche im Galopp abfahren zu sehen.

Tanneguy hatte gute Beine.

Digitized by Google

Da er überzeugt war, daß die Kutſche diejenigen in ſich enthalte, welche er ſuchte, ſo begann er ihr nachzulaufen.

Die Kutſche fuhr über das Pflaſter der Straße Saint-Honoré, daß die Funken umherflogen, und Alles, was Tanneguy thun konnte, beſtand darin, daß er ſich bemühte, ſie nicht aus dem Geſicht zu verlieren.

Nach drei Viertelſtunden einer raſchen Fahrt hielt die Kutſche irgend wo in dem Viertel der Pipinière vor einem Hauſe von gutem Ausſehen; Tanneguy machte eine letzte Anſtrengung und näherte ſich ganz athemlos dem Schlage in dem Augenblicke, als ein Livreebedienter den Tritt niederſchlug.

Seine Seele lag in ſeinen Augen.

Und er ſah — eine dicke Dame ausſteigen, welche einen Mops im Arme trug.

Tanneguy wäre faſt ohnmächtig niedergeſunken.

Sein erſter Gedanke war der, daß die Hölle ihr Spiel mit ihm treibe: die alte Dame war vielleicht Stephan, und der Mopshund das räthſelhafte junge Mädchen, welches er unter den Weiden der Bretagne geſehen hatte.

Während er ſeine von Schweiß überſtrömte Stirn trocknete, ſagte die dicke Dame zu ihrem Lakai:

„Wittwen-Allee!"

Und die Thür des Hauſes ſchloß ſich hinter dem Mops und ſeiner Herrin; die Kutſche fuhr in kurzem Trabe weiter.

„Wittwen-Allee!" wiederholte unſer Bretone und verſuchte, einige Ordnung in ſeine Gedanken zu bringen.

Er betrachtete die Wände des Hauſes, auf denen zahlreiche Theaterzettel angeklebt waren.

Digitized by Google

Tanneguy sah anfangs nichts, aber seine Augen hefteten sich unwillkürlich auf die zehn oder zwölf Papierbogen, lasen mechanisch die am größten gedruckten Worte und bemerkten, daß alle Anschlagezettel denselben Anfang zeigten:

„Funfzehnter August! — Funfzehnter August! — Funfzehnter August!"

Jedes Theater hatte für den Tag Mariä Himmelfahrt einen schönen großen Zettel drucken lassen, und das Datum bildete, mit in die Augen fallenden Lettern gedruckt, die erste Reihe desselben; aber Tanneguy kannte die Gewohnheiten der pariser Theater noch nicht, und jene Worte, die ihm überall in die Augen sprangen, erfüllten ihn gleichsam mit einem Schwindel.

Tanneguy hatte in seiner Kindheit häufig eine jener sagenhaften Geschichten gehört, welche das bretonische Talent gleichsam mit einem Schleier zu überdecken versteht.

Es war das die Geschichte einer Mordthat, welche in einer Schlucht begangen war, die von den Bauern des Morbihan noch jetzt das blutige Loch genannt wird und welche die große Heide in der Richtung nach dem Departement der Ille und Vilaine begränzt.

Man nannte weder den Namen des Ermordeten, noch denjenigen des Mörders, sondern zeigte nur unter den alten Weiden am Fuße des Ufers, an welchem die kümmernden Rainweiden wuchsen, eine Lache, deren Wasser beim Tagesanbruch die Haare des Opfers bespült hatte.

Jene Ermordung war an einem 15 August vorgefallen.

Und wie oft hatte nicht Tanneguy während der bretonischen Spinn-Abende dieses Todesdatum wiederholen hören!

Digitized by Google

Seit einer halben Stunde irrte Tanneguy unter den Bäumen der Elysäischen Felder umher.

Er war durch die Montaigne-Straße nach denselben gelangt und, ohne es zu wissen, an dem Anfang der Wittwen-Allee vorüber gekommen.

Er befand sich jetzt in den Bosquets, welche an den Cours la Raine gränzen.

Jene Gegend war, seitdem es Nacht geworden war, eine vollkommene Einöde.

Es befand sich in jener Zeit dort nichts von dem, was man jetzt daselbst findet, weder die Café's mit Gesang, noch das Panorama, noch die Häuser des Franzens-Viertels.

Selbst die Allee d'Antin war nur ein mit Bäumen bepflanzter Weg, der von Gärten und Villa's begränzt wurde.

Tanneguy ging mit großen Schritten, und ein Fieber begann bereits ihn zu ergreifen, denn die Finsterniß wirkte auf eine furchtbare Weise auf ihn ein.

Am hellen Tage war er tapferer, als ein Löwe, aber die Nacht machte ihn zu einem Hasen, weil seit seiner Kindheit seine Nächte mit Schrecknissen und Geistererscheinungen bevölkert gewesen waren.

Er sah nichts um sich, als die schlanken und schwarzen Stämme der Ulmen.

Inmitten des großen Paris, in welchem achthunderttausend Menschen athmeten, duldete er die Qualen der Einsamkeit; ein Schauder durchlief sein Mark, wie in jenen Stunden, in denen das Echo seiner eigenen Schritte ihn auf der Heide erschreckt hatte, wie in jenen Stunden, in denen er zwischen den Weiden des Angers von Treguern jene drei Schatten em-

Digitized by Google

vorsteigen sah, die von dem geschehenen Morde sprachen und von der künftigen Rache; wie in jenen Stunden, in denen kalter Angstschweiß ihn auf seinem nächtlichen Lager übergoß, wenn er durch die dicken Mauern des Schlosses le Brec die Klage des Ermordeten im Thränenthurme vernahm.

In diesem Augenblick blieb er stehen, denn ein Schwindel ergriff ihn.

„Wir haben heute den funfzehnten August," sagte eine Stimme im Dunkel.

„Und der Tag hat nur noch zwei Stunden!" fügte eine andere Stimme hinzu.

Eine dritte Stimme sagte:

„Das Geld muß vor Mitternacht bei dem Engländer sein."

Tanneguy hatte sich gegen einen Baum gelehnt.

Die Pulse seiner von Schweiß überströmten Schläfe arbeiteten gleich Hämmern.

Er kannte alle drei Stimmen.

War es Täuschung oder Wirklichkeit, — die schrecklichen nächtlichen Dramen des Angers von Treguern waren seinen Schritten gefolgt, hatten den Raum übersprungen und droheten, seine Nächte hundert Stunden von ihrer gewöhnlichen Bühne mit ihren Schrecknissen zu erfüllen.

Tanneguy's Blick versuchte, das Dunkel zu durchdringen, allein er sah nichts.

„Er wird das Geld anschaffen," versetzte die erste Stimme, „denn das Kind muß reich werden, wie ein König!"

„Er wird das Geld anschaffen, und müßte es durch einen Mord erkauft werden!" fuhr die zweite Stimme fort.

Digitized by Google

„Wie immer!“ schloß in dumpfem Tone der Dritte.

Tanneguy glaubte undeutliche Schattengestalten im Dunkel zu sehen.

Und fast in demselben Augenblick hörte er seinen Namen leise flüstern.

Ein Weib lief in der nächsten Allee vorüber; ihr Kopf war unbedeckt und ihre gelockten Haare flatterten im Winde.

Tanneguy glaubte sie sagen zu hören:

„Kommen Sie!“

Ihre Stimme hatte einen klagenden Ausdruck.

Tanneguy strengte sich an, ihr zu folgen; aber sie war bald fern von unserm Bretonen, weil dessen Beine unter seinem Körper schwankten.

Das junge Mädchen verschwand in einer Art außerordentlich dunkeln Gäßchens, welches sich nach dem Plan der Allee d'Antin, etwas oberhalb der gegenwärtigen Mündung der Straße Jean Goujon, öffnete.

Tanneguy verlor sie aus den Augen.

Dennoch trat er ebenfalls in das Gäßchen, welches verschiedene Krümmungen hatte und von Gärten begränzt war.

Es war ihm stets, als hörte er von einem Echo die Worte wiederholen:

„Kommen Sie! kommen Sie!“

Zu gleicher Zeit gelangte eine angenehme Musik aus der Ferne zu seinen Ohren.

Das Gäßchen machte eine Biegung.

In dem Grade, wie Tanneguy weiter ging, wurde es heller um ihn, und durch das Grün der Bäume bemerkte er eine prachtvolle Erleuchtung.

Digitized by Google

Zugleich war er der Muſik näher gekommen.

An einer neuen Biegung des Gäßchens wurden ſeine Augen plötzlich von einem ſtrahlenden Lichtſchein geblendet; die Muſik war ganz in ſeiner Nähe hinter einer Mauer und ſpielte einen Walzer.

Man hörte heitere Unterhaltung und freudiges Lachen.

Die Stelle, wo ſich Tanneguy befand, war eine Art kleinen dreieckigen Platzes, mit welchem das Gäßchen endete.

Eine Seite des Dreiecks wurde von einer Garten-Mauer gebildet, welche mit Feuertöpfen und Lampen bedeckt war.

Dieſe Mauer endete mit einer Terraſſe, welche in dieſem Augenblick verödet war, weil der Walzer alle Theilnehmer des Feſtes beſchäftigte.

Die zweite Seite des Dreiecks wurde durch die Mündung des Gäßchens gebildet.

Die dritte Seite wurde durch ein Staket geſchloſſen, welches in ſeiner Mitte eine Thür mit zwei Flügeln hatte.

Hinter dem Staket erblickte man bei dem Schein der Erleuchtungs-Lampen ein artiges Luſthaus.

Kaum achtete aber Tanneguy auf das Alles; er fragte ſich nur, wo das junge Mädchen geblieben ſei.

Es war kein Ausgang vorhanden. Wo war das junge Mädchen geblieben?

Tanneguy betrachtete bald die erleuchtete Mauer des großen Gartens, bald die Thür des Staketen-Zaunes.

Nur durch dieſe Thür konnte das junge Mädchen verſchwunden ſein.

Während Tanneguy ſeine Augen nach dieſer Thür richtete,

Digitized by Google

bemerkte er, wie sie sich langsam öffnete; ein Mann erschien in derselben, schien aber rücklings aus derselben zu kommen.

War das wieder ein Traum?

Eine kräftige und eisenfeste Hand hielt jenen mit dem Rücken sich zeigenden Mann beim Halse; die Hand ließ los und zog sich rasch zurück; die Thür wurde geschlossen und der Mann sank wie eine leblose Masse rücklings nieder.

Bei seinem Falle verschob sich sein Mantel, den man in der Weise um ihn geschlagen hatte, daß er seine Züge verhüllte.

Das Licht aus dem andern Garten überstrahlte sein von blonden Locken umgebenes Antlitz.

Es war ein schöner junger Mann, der etwa zwanzig Jahre alt schien.

„Stephan! — Stephan!" stammelte Tanneguy, indem er auf die Kniee sank.

Er wollte seine Hand auf das Herz seines Freundes legen, zog sie aber schnell von Blut geröthet wieder zurück

Ein Aufschrei des Schauders erstickte in seiner Brust.

In dem benachbarten Garten ertönten bunt durch einander die tausend Stimmen des Festes: heiteres Geplauder, ausgelassenes Lachen, süße Harmonieen.

Tanneguy machte eine äußerste Anstrengung, um seine Vernunft zurückzuhalten, die er entschwinden fühlte.

Seine Augen umschleierten sich und er sank regungslos neben Stephans leblosem Körper nieder.

Digitized by Google

5. Erzählungen und Sagen.

Man glaubte in dem Kreise, welcher sich bei der Frau Marquise von Castellat versammelte, an Gespenster.

Es war im Jahre 1820; der Adel neigte sich ein Wenig zu dem aufkeimenden Liberalismus.

Die Marquise war ganz vernarrt in den Liberalismus, und der König ihrer Salons, der König ihrer Bälle, Herr Gabriel von Feuillans, war ein Schüler Voltaire's, ein starker Geist, ein Atheist.

Man betete diesen schönen Gabriel von Feuillans in dem Cirkel der Frau Marquise an; man ahmte ihm nach; aus Liebe zu ihm trieb man die Zweifelsucht bis zur Gottesleugnung; aber man glaubte an Gespenster.

Das war so Mode.

Beobachtet die großen Wogen des Meeres, und ihr werdet finden, daß sie von einer Menge kleiner Wellen bedeckt sind, von denen sie in einer ihrer Bewegungen entgegengesetzten Richtung gerunzelt werden.

Eben so steht es mit der Meinung, welche die Woge des menschlichen Oceans ist.

Digitized by Google

Während die Anschauung, welche in der Mode ist, sich nach dem Ufer wälzt, an welchem sie mit großem Lärm anschlagen wird, wo sie schäumen, emporspritzen und dann ersterben wird, spielen andere Ideen, die Töchter der Reaction, auf ihrer Oberfläche und steigen keck dem allgemeinen Strome entgegen.

Daher sieht man auch, wie die Knochen eines ganzen Bataillons starker Geister oft mit einem Male von abergläubischem Schrecken ergriffen werden.

Die Marquise von Castellat bewohnte ein einsam stehendes Haus von melancholischem Anblick, welches in der Witwen-Allee dort lag, wo jetzt die Bayard-Straße ist.

Die Wittwen-Allee hat sich überhaupt seit den Zeiten der Marquise sehr geändert.

Die Vorderseite des Hauses der Marquise von Castellat erhob sich nicht unmittelbar an der Wittwen-Allee, sondern das Haus stand zwischen zwei Gärten, deren vorderer als Hof diente.

Ein gewaltiges Eisengatter richtete seine vergoldeten Spitzen zu beiden Seiten eines Portals nach der Mode Ludwigs XV. empor, dessen Pfeiler Löwen trugen, die ihre Vordertatzen auf Kugeln stützten.

Zwischen dem Portal und dem Hotel war ein Irrgarten, mit künstlich verschlungenen Wegen und weißen Statuen, die hinter den Hainbuchenhecken Versteckens zu spielen schienen.

Das Hotel war ebenfalls im Stil Ludwigs XV. erbaut, aber nackt und ohne alle Verzierungen.

Es lag etwas Kaltes und Schwermüthiges in dem Aeußern dieses großen blassen Hauses, welches sich so ganz verein-

Digitized by Google

samt inmitten der alten Bäume erhob und den Blicken schon von fern seine verschlossenen Fenster zeigte

Jenseits des Hauses erstreckte sich ein weites Parterre, welches an ein nach französischer Art gepflanztes Bosquet gränzte.

Das Ganze endete mit einer Terrasse, deren drei Etagen durch Treppen von weißem Marmor unter sich verbunden waren.

Am Fuße der letzten Treppe war ein großer runder Pavillon und um denselben herum gab es bedeckte Gänge, Hütten, welche nach Gemälden von Watteau copirt waren, Grotten, besonders mit Moos ausgekleidete Grotten, in denen es so recht heimlich war, und die man wohl in den schönen Zeiten der Art d'aimer errichtet haben mochte, gleichwie die Kinder Nester von Watte und weichem Flaum anfertigen, um im Frühjahr die Zugvögel in Versuchung zu führen.

Der selige Herr von Castellat war ein sehr großer Herr gewesen und hatte seiner Wittwe so viel Vermögen hinterlassen, wie nöthig war, um in diesem palastähnlichen Gebäude in angemessener Weise zu leben.

Alles war in dem kleinen Park der Marquise auf das Beste erhalten, und die Werke aus der Zeit Ludwigs XV. flößen an und für sich keine besonders strengen Ideen ein, daher es uns auch nicht recht möglich ist, die schwermüthige Färbung zu erklären, welche sich in allen Schattirungen dieses Gemäldes aussprach.

Das weite, anmuthige und in gutem Geschmack erbaute Haus, der Lust-Garten mit seinen prachtvollen Linden, welche höher waren, als diejenigen der Tuilerieen, die heitern Terras-

Digitized by Google

sen, die Pavillons und zur Liebe ermahnenden Grotten, das Alles war nur gemacht, um zum Genuß und zur Freude zu ermuntern.

Alles war gelungen, nichts war hinkend oder linkisch, und die Zeit hatte nicht etwa geschadet, sondern eben erst den Firniß verliehen, welcher den Werth verzehnfacht.

Warum also die Wehmuth, welche einem Nebel gleich alle diese eleganten und anmuthvollen Reichthümer zu verschleiern schien?

Besonders während des Sommers wurden sehr glänzende Bälle in dem Hotel Castellat gegeben.

Die Marquise — und das war nicht ihr geringster Ruhm — galt für eine vertraute Freundin des Herrn Gabriel von Feuillans, dieses geistreichen und zu gleicher Zeit ernsten Mannes, welcher den Nimbus eines Lafayette und den Talisman eines Don Juan besaß.

Gabriel von Feuillans würde, wenn ihm die Laune dazu geworden wäre, den spießbürgerlichsten Salon haben in Ansehen bringen können.

Das Hotel Castellat hätte streng genommen auch ohne die Strahlen dieses Gestirns durch sich allein glänzen können, denn die Meinungen, welche unter der Restauration eben so scharf geschieden waren, wie in unsern Tagen, schlossen keineswegs weltliche Beziehungen aus; die Marquise empfing ungeachtet ihrer liberalen Neigungen auch den Ultra-Royalismus und die hohe Geistlichkeit.

Wenn sich ihre Salons öffneten, was in jeder Woche ein Mal der Fall war, so erblickte die Wittwen-Allee eine lange

Digitized by Google

Reihe von Equipagen, welche von dem Cours la Reine bis zu dem Rundtheil der elysäischen Felder reichten.

Es war das ein prachtvoller Anblick, was Niemand zu leugnen vermochte.

Und dennoch hatte schon ein Jeder recht oft eine Art unerklärlicher Leere in diesen von dem vornehmsten Adel gefüllten Salons zu bemerken vermocht.

Die bösen Zungen bemerkten in dieser Beziehung sogar, daß die Marquise sehr klug handle, wenn sie auch die kleine Welt zu Hilfe ziehe, denn es hielt mehr als ein garstiger Fiaker zwischen den mit prunkenden Wappenschildern geschmückten Kutschen, und man bemerkte bisweilen Gesichter —!

Allein man muß doch auch etwas thun, um sich die Liebe des Volks zu erwerben!

Jene Wehmuth, von welcher wir sprachen, wurde nicht immer durch das heitere Fieber der Bälle besiegt; jene unerklärliche Kälte widerstand der Wärme der Kerzen und der Parfums; der Nebel breitete seinen Schleier aus, trotz dem Glanze der Girandolen.

Die Poesie der Zeit war schwerfällig, neblig und ganz ossianisch; Lamartine stimmte seine Leier, Chateaubriand besang Gaul, Byron schnitzte des Giaurs gottloses Truggebilde aus einer Wolke.

Viele dachten, Manche sagte sogar lachend, es weile in diesem reichen Hotel etwas, das einer unheimlichen Trauer und einem Fluche gleiche.

Man muß gestehen, daß sich der Zufall zum Verschwornen jener scheuen Gerüchte machte, und es verging nicht leicht eine Saison, ohne daß nicht durch die eine oder die andere Pforte

Digitized by Google

das Trauerspiel mitten in die Freuden der Marquise hinein gestürzt wäre.

An grausigen Geschichten fehlte es nicht.

Die junge Schwester der Marquise, Laurence von Treguern, war während eines Walzers im Garten-Pavillon todt niedergestürzt.

Laurence war die Braut des famosen Gabriel von Feuillans gewesen.

Ueber das Ende des Marquis von Castellat selbst erzählte man sich gar wunderbare Dinge.

Dieser alte Edelmann war ein sehr inniger Freund des Herrn von Feuillans gewesen.

Eines Abends kehrte seine Kutsche nach dem Hotel zurück.

Sie hielt vor dem Gatter und man öffnete den Schlag.

Der Herr Marquis stieg nicht aus.

Man rief.

Der Herr Marquis gab keine Antwort.

Nun gab es zwei Lesarten.

Nach der gewöhnlichen war der Herr Marquis in seiner Kutsche von einem Schlage getroffen, was allerdings eine sehr häufige Sache ist.

Nach Andern, welche besser unterrichtet zu sein behaupteten, hatte der Bediente, als er seinen Herrn nicht antworten hörte, eine der Laternen von der Kutsche abgehängt und in das Innere derselben hinein geschaut.

Da hatte er den Marquis von Castellot zusammen gesunken und mit einem blutenden Loch an der rechten Schläfe gefunden.

Derselbe Bediente behauptete dann, unter den Bäumen

Digitized by Google

der elyſäiſchen Felder, gegen die Mitte des Cours la Reine, jenen eigenthümlichen Ton vernommen zu haben, welcher durch das Abſchießen einer Windbüchſe hervorgebracht wird.

Es könnte ſcheinen, als habe erwähnter Diener ſeinen Vortheil darin gefunden, dieſe zweite Lesart nicht weiter zu verbreiten, denn die erſtere blieb die allgemein angenommene.

Ein minder tragiſches Ereigniß, das aber weit größeres Aufſehen erregte, war das Abenteuer der Fürſtin B . . ., der Nichte des ruſſiſchen Geſandten.

Die Fürſtin B . . . und ihre Schweſter, welche an den öſterreichiſchen General M . . . verheirathet war, verließen gegen drei Uhr Morgens das Hotel Caſtellat, und zwar am 15. Auguſt des Jahres 1817.

Sie ſtiegen in ihre Kutſche, welche ſogleich im Galopp davon fuhr.

Die Fürſtin und ihre Schweſter waren müde; ſie ſchliefen Beide ein, nachdem ſie wenige Worte mit einander gewechſelt hatten.

Der Tag brach an, als ſie vor der Thür ihres Hotels erwachten, welches in der Vorſtadt Saint-Germain gelegen war.

Es befand ſich kein Kutſcher mehr auf dem Bocke, und der Bediente war ebenfalls von ſeinem Sitze verſchwunden.

Die Fürſtin und ihre Schweſter ſtiegen aus, ſo gut ſie vermochten.

In dem Augenblick, als ſie erſtaunt ihre Kutſche betrachteten, welche allerdings mit dem Wappen des Fürſten B . . . verſehen war, ſahen ſie in geſtrecktem Galopp eine andere Kutſche herbei kommen, welche vollkommen der ihrigen gleich war.

Digitized by Google

Der Kutscher der Fürstin saß auf dem Bocke, und der Bediente auf dem Hintersitze.

Was bedeutete diese Täuschung?

Die beiden Damen wechselten einen Blick mit einander und stießen zu gleicher Zeit einen Schrei des Schreckens aus.

Man hatte ihnen während ihres Schlafes in dieser vertauschten Kutsche ihre Diamanten gestohlen, die einen Werth von 50,000 Thalern gehabt hatten.

Die richterliche Untersuchung, während welcher sogar diplomatische Noten ankamen, enthüllte wenig mehr, als die einfache Thatsache.

Der Kutscher und der Bediente der Damen hatten ihre Sitze nicht verlassen, waren aber auf denselben eingeschlafen gewesen, nachdem jeder ein Glas Wein getrunken, das man ihnen aus dem nächsten Weinhause gebracht hatte.

Enthielt der Wein einen Schlaftrunk?

Die Richter vermochten durchaus keine Beweise in dieser Beziehung zu erhalten.

Während des Schlafes der beiden Diener war eine Kutsche vor das Gatter gefahren, deren Kutscher und Bedienter in die Livree des Fürsten B . . . gekleidet gewesen waren.

Nachdem der Diebstahl vollbracht war, hatten sich die beiden Betrüger entfernt, und es konnten keine andern Beweisstücke bei dem Prozesse vorgebracht werden, als die doppelte Kutsche.

Aber noch manche andere Geschichtchen erzählte man sich über das Hotel Castellat und seine Bälle.

Einen so reichen Untergrund konnte die Fama nicht verfehlen, mit den schönsten Stickereien zu schmücken; man mischte

Digitized by Google

unter die Erzählungen aus der Neuzeit noch so manche Chroniken der Vergangenheit.

Der erste Marquis von Castellat, welcher das Hotel zu den Zeiten Ludwigs XV. erbaut hatte, war ein Schwiegersohn des Herrn Antin gewesen und hatte ein lockeres Leben geführt.

Ein gewisser Pavillon, welcher an dem Ende des Gartens stand, war eine Art Hirschpark im Kleinen gewesen.

Es befanden sich in diesem Theile des Gartens einer oder mehre geheime Ausgänge, von denen Jedermann erzählte, die aber Niemand kannte.

Man vermuthete, daß einer dieser unterirdischen Gänge nach den Grotten führe, und auf diesem Wege sollte auch die mit Gewalt ihrer Familie entführte Marquise in das Haus ihres Gemahls gekommen sein.

Die Feinde der Marquise behaupteten, daß der geheime Gang seit jener Zeit nicht immer verschlossen geblieben sei, allein das schmeckte stark nach Verleumdung.

Wozu unterirdische geheime Gänge im 19. Jahrhundert?

Die Komödie unserer Sitten hat jene alten Gewohnheiten abgestreift; unsere Geheimnisse gehen am hellen Tage durch den Thorweg aus und ein.

Die Marquise gehörte zu der alten Familie Treguern, deren Name schon zu vielen Malen auf diesen Seiten vorgekommen ist.

Vor der Revolution besaßen die Treguern ausgedehnte Besitzungen im Morbihan und dem Departement der Ille und Vilaine.

Ihre Familie war eine sehr alte, und ihre Verwandtschaf-

Digitized by Google

ten reichten durch die Avaugour und Rohan ſogar zu den alten Herzögen der Bretagne.

Lag eine geheimnißvolle Färbung auf dem Hotel Caſtellat und ſeinen Bewohnern, ſo war das früher in weit höherem Maße in Bezug auf das Schloß Treguern der Fall geweſen.

Von Vannes bis Roche Bernard wußten ſich die Landbewohner Sagen von dem alten Schloſſe zu erzählen.

Es iſt nicht ſelten, daß man den Urſprung der alten ritterlichen Häuſer bis zu fabelhaften Geſtalten zurückweichen ſieht.

Jedermann kennt die Sirene der Luſignan und den Irrwiſch der Rieux.

Die übernatürliche Idee, welche bei den Bauern des Morbihan durch den Namen Treguern erweckt wurde, war eine minder anmuthige; es war nicht eine Fee mit Liebesblumen, die ſich in dem Wappen der Treguern zeigte, es war nicht ein leichter Kobolt, welcher um Mitternacht die Waſſer des großen, unter dem Schloſſe ſchlummernden Sees bewegte: es war das ſchreckliche Fieber der Todten, welche in ihren Särgen nicht ruhen können; es war jenes unheimliche zweite Geſicht, welches die Stunde des Hintritts auf dem Stundenzeiger der Zukunft vorher zu leſen verſtand.

Es gab keinen Marmor, der ſchwer genug geweſen wäre, um einen Treguern in ſeinem Grabe zurück zu halten, und jeder Treguern beſaß die grauſige Gabe, den Tod hinter ſein argloſes Opfer gleiten zu ſehen.

Er beſaß dieſe Gabe auf dem Ball, wie in der Kirche; im Walde, wenn das muntere Horn mit ſeinen Fanfaren das

Digitized by Google

Echo der Bäume weckte, so wie an der Tafel des Festgelages und selbst in dem stillen Zimmer, im traulichen Selbander.

Man wußte das, und selbst die kräftigsten Männer zitterten, wenn der Blick eines Treguern auf sie fiel.

Man wußte das, und ein Zweifel war nicht erlaubt, weil Tausende von Beweisen seit Jahrhunderten sich gehäuft hatten.

Und selbst die Art und Weise, wie sich dieses zweite Gesicht offenbarte, war eine eigenthümliche.

Wenn ein Treguern vor Jemand stand, der dem Tode verfallen war, so breitete sich zwischen Beiden ein schwarzer, mit weißen Thränen besäeter Schleier aus.

Diese außergewöhnliche Thatsache wurde gewissermaßen selbst durch das Wappen der Treguern bestätigt, durch dieses Trauer-Wappen, welches die Frau Marquise von Castellat weder in ihrem Siegel, noch an ihren Kutschen mit dem Wappen ihres seligen Gemahls hatte verbinden wollen.

Malo le Madre von Treguern führte silberne Thränen auf schwarzem Grunde, „was auf das Leichentuch deutet," wie es in dem Wappenbuche von Pontivy heißt.

In dem Hotel Castellat befand sich auch noch ein Mann von seltsamen Sitten, von welchem man behauptete, daß er etwas geistesschwach und der letzte männliche Träger des Hauses Treguern sei.

Es war das der Commenthur Malo, den wir in derselben Postkutsche ankommen sahen, in welcher Tanneguy und Herr Prirat in Paris anlangten.

Gewisse Leute betrachteten den Commenthur Malo als einen unschädlichen Narren und Ritter von der traurigen Ge-

Digitized by Google

stalt; Andern aber wurde durch den Commenthur Malo Schrecken eingeflößt.

Er studirte fleißig die schwarze Kunst; er verstand das Schicksal zu beschwören und böse Geister auszutreiben; er unterhielt sich mit Gespenstern und besaß die schönste Bibliothek über alle Zweige der Zauberei, welche man sich nur denken kann.

Er hatte viele Reisen gemacht.

Ungarn, die Moldau, Schlesien und Polen hatten ihm ihre Vampyre gezeigt; er kannte den Kirchhof von Kadam in Böhmen, wo man genöthigt ist, die Todten zu fesseln, damit sie sich nicht auf die Lebenden stürzen. In Belgrad hatte er die Hahneier gesehen, aus denen die Basilisken kommen. In der Wahrsagerkunst aus den Händen, dem Kaffeesatz und den Karten, war er Meister. Er kannte Alles, er hatte Alles gesehen, gestand aber, daß er nie ein großartigeres Schauspiel gesehen habe, als in der Nacht des Allerheiligenfestes vor den Thüren der Kirchen in der Bretagne.

Auf seinen Reisen hatte er Talismane. Bruchstücke von Grabsteinen, Blei von Kirchenfenstern, Menschenknochen, Zauberspräche und Bannformeln gesammelt

Das Zimmer, welches er in dem Hotel Castellat bewohnte, war ganz mit dergleichen Dingen angefüllt, und die drei großen Kisten, welche er aus der Bretagne mitgebracht hatte, enthielten gleichfalls dergleichen Wunderdinge.

Er war ein Mann von bereits vorgeschrittenem Alter und ungeachtet seines strengen Aussehens von ungemein sanftem Charakter. Er war blöder als ein Kind, und es machte große Mühe, wenn man ihn dahin bringen wollte, in Gegenwart einer großen Gesellschaft den Mund zu öffnen.

Digitized by Google

Wenn er aber einmal begonnen hatte, von den Dingen einer unsichtbaren Welt zu sprechen, so versiegte auch der Strom seiner Rede nicht wieder.

Die Marquise fühlte eine Art abergläubischer Angst in seiner Gegenwart.

Wenn wir in Bezug auf die Gäste des Hotel Castellat zuerst von dem Commenthur Malo gesprochen haben, so geschah das, weil wir auf ihn gelenkt wurden durch die Sage von dem schwarzen mit weißen Thränen besäeten Schleier, welchen man in dem Wappen der Treguern erblickte.

Die angeerbte Gabe des zweiten Gesichts hatte in der That eine schreckliche Rolle in dem Leben des Commenthurs gespielt.

Fünfundzwanzig Jahre vor der Zeit, in welcher unser Drama begonnen hat, war der Commenthur ein schöner junger Mann gewesen, der reich an Hoffnung und reich an Liebe war.

Es war an einem Herbstabende und in jener großen halbverfallenen Meierei, welche wir unter dem Namen des Schlosses le Brec kennen gelernt haben.

Die Treguern, wie fast alle adligen Familien der Bretagne waren durch die Revolution zu Grunde gerichtet.

Ein Mahl, das bescheiden und mäßig war, obschon es zur Feier einer Vermählung diente, hatte die Mitglieder der Familien Treguern und le Brec in der Meierei vereinigt.

Die Braut war ein schönes junges Mädchen, welches Katharine le Brec van Kervoz hieß; der Bräutigam, ein noch sehr junger und glücklicher Mann, war Albert Malo le Madre, ein jüngerer Sohn des Hauses Treguern.

Digitized by Google

Dieſer würde Jeden ausgelacht haben, der ihm geſagt hätte, daß er vierzehn Tage ſpäter das Gelübde der Keuſchheit ablegen und in den Malteſer-Orden eintreten würde.

Als das Mahl beendet war, tanzte man auf der Tenne.

Katharina und Albert ergingen ſich plaudernd unter den Weiden, und während ſie jene ſüßen Worte mit einander wechſelten, die uns ſchon in dieſer Welt ein Paradies eröffnen, wurde Albert Malo mit einem Male ſo bleich, wie eine Leiche.

Man hätte ihn für einen Wahnſinnigen halten können, denn er verließ ſeine Braut, um nach dem Pfarrhauſe zu eilen.

„Rector," ſagte er, „zünden Sie die Kerzen für Katharina le Brec an, welche ſterben wird."

Und er rang ſeine Hände.

Er kehrte nach der Meierei zurück, wo ihn Katharina betrübt, aber lächelnd empfing.

„Katharina! Katharina!" rief er aus, „lege Deinen feſtlichen Schmuck ab. — Du haſt nur noch Zeit, zu beichten und Deine Seele dem Herrn zu empfehlen!"

Die Freude des Verlobungsfeſtes war verſchwunden! Nach dem erſten Augenblick des Staunens würde ein Gemurmel unter den Freunden und Verwandten laut.

Man ſagte:

„Albert hat den Schleier der Treguern geſehen!"

Und Katharina, welche leichenblaß geworden war, ergriff ſeine beiden Hände.

„Iſt es wahr, Albert," fragte ſie zitternd, „daß Du zwiſchen Dir und mir den Schleier von Treguern geſehen haſt, welcher den Tod verkündet?"

Digitized by Google

Der Priſter trat in das Haus.

„Schnell! ſchnell!“ rief der junge Mann ſtatt der Antwort. „Beichte, meine heißgeliebte Katharina! — Ich habe den Schleier geſehen, und der Tod wartet nicht.“

Katharina knieete vor dem Prieſter nieder.

Als ſie ihre Beichte beendet hatte, röthete ein Blutstropfen ihre bleiche Lippe.

Sie wandte ſich gegen ihren Verlobten und ſagte:

„Ich danke Dir.“

Dann ſtarb ſie an einer Pulsadergeſchwulſt, welche geplatzt war.

Der Malteſer-Orden nahm damals noch neue Mitglieder auf.

Albert Malo trug die Trauer über ſein verlornes Glück unter dem Novizengewande der Malteſer.

Als der Orden aufgelöſt wurde, war Malo Commenthur; er hatte ſich die Freiheit nicht gewünſcht, und dieſe laſtete auf ihm, wie eine Bürde.

Gegen den Beginn der Kaiſerzeit kehrte er nach der Bretagne zurück, wo ſeine Familie mit der Armuth rang.

Der Commenthur Malo, wie man ihn jetzt nannte, pochte nicht an der Thür des Schloſſes Treguern an, ſondern ging ohne Weiteres nach der Meierei, in welcher die Wittib Brec wohnte.

Katharinas alte Mutter nahm ihn auf und erlaubte ihm, ſeinen Aufenthalt in den Ruinen des Thränenthurms zu wählen.

Albert Malo verlebte dort mehre Jahre.

Digitized by Google

Seine neue Wohnung war nicht geeignet, den schwärmerischen Hang seines Geistes zu heilen.

Er schloß sich vollständig von der Welt ab.

Dann umgab er sich mit mystischen Büchern und versenkte sich mehr und mehr in das Dunkel einer eingebildeten Welt.

Die Bauern hatten fast die Züge seines Gesichts vergessen, denn er ging nie bei Tage aus; wenn man aber bisweilen auf der Heide von Orlan oder unter den Weiden des Augers von Treguern oder an den Mauern des Friedhofes entlang in mondscheinlosen Nächten eine hohe schwarze Gestalt langsam und schweigend dahin gleiten sah, dann wußte Jeder recht gut, daß daß es der Malteser-Commenthur sei.

Wittib le Brec, die sich vor Niemand fürchtete, würde lieber selbst einen ganzen Tag gefastet haben, als daß sie ihm nicht sein Essen in den Thurm gebracht hätte.

In der Nacht des 15. August im ersten Jahre dieses Jahrhunderts vernahm man zwei Schüsse auf der Heide.

Von dem Untergange der Sonne bis zu dem Aufgang derselben hatte man einen schwachen Lichtschein in den Schießscharten des Thränenthurms gesehen.

Bereits seit langer Zeit hatten die Bauern gesagt, daß der Commenthur Malo nicht allein in seinem Thurme wohne.

Die, welche am folgenden Morgen zuerst durch die Heide gingen, fanden in der Tiefe einer Schlucht eine Blutlache.

Der Commenthur Malo, welcher dieses Mal den Sonnenstrahlen des Tages trotzte, ging mit einer Axt auf der Schulter nach dem Saume des Waldes und hieb einen jungen Baum ab.

Digitized by Google

Aus diesem Baume fertigte er ein plumpes Kreuz und pflanzte dasselbe in der Mitte der Blutlache auf.

Von diesem Tage an sah man keinen Lichtschein mehr in den Scharten des Thränenthurmes.

Der Commenthur Malo war aus der Gegend verschwunden.

Die Gerichtsherren stiegen in das blutige Loch hinab, wie man seitdem die Schlucht nannte, in welcher das hölzerne Kreuz errichtet war, aber da Niemand in der weiten Umgegend vermißt wurde, so verlor der Greffier von Redon seine Tinte und seine Mühe.

Einige Zeit vorher hatte sich in dem Pfarrhause von Orlan ein junger Seminarist niedergelassen, der schön war, wie der Engel Gabriel, dessen Namen er auch führte, und der in dem Dorfe Feuillans im Departement der untern Loire geboren war.

Wir versetzen uns nämlich hier in eine Zeit zurück, welche zwanzig Jahre hinter uns liegt, und die Marquise von Castellat hieß damals noch Marianne von Treguern.

Ende des zweiten Bändchens.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google